



E. v. Scheel-Nölting,
Märchen und
Novellen



Märchen und Novellen

von

Elisabeth v. Scheel-Nölting.



Der Betrag ist bestimmt für den Verein weiblicher
Angestellten im Kaufmannsfache.



Riga, 1900.

Verlag von J. Deubner.



Дозволено цензурою. — Рига, 23 Юня 1908 г.

Inhalt.

	Seite.
Der Vogel und die Blume	5
Der Becher	11
Das Herz	22
Die beiden Gefährten	28
Der Blumenelf	34
Die Wasserlilie	46
Der Garten des Paradieses	54
Näh-Christiandhen	57
Träume	65
Unvermählt?	71



Der Vogel und die Blume.

Der Winter war zu Ende, der Frühling begann seinen Einzug, und mit dem warmen Sonnenschein und milden Regen brachte er überall Leben hervor. — Das sproßte und keimte und blühte, daß es eine Lust war! Dort auf der großen Wiese unter hundert andern Blumen träumte auch eine kleine Knospe ihrer Blüthenentfaltung entgegen. — Die Sonne schien gerade so warm, das feuchte Gras umgab sie kühlend, da sprang plötzlich die feste grüne Hülle und blaue Blättchen lugten neugierig und froh umher. — Das Erste, was die kleine Blume erblickte, war ein hübscher kleiner Vogel, der sie unverwandt ansah.

„Ach wie Du reizend bist“, sagte er, „und daß ich grade Dein Erblühen belauschen konnte! — Ich kann mich nicht satt sehen an Deinen blauen Blättern, Du bist so ganz anders wie die vielen rothen und gelben Blumen, ich mag Dich gar zu gerne leiden“.

„Wie ist die Welt so wunderbar“, sagte die Blume, „hat Dich auch der Frühling geschaffen?“

„Ja, ich war lange Zeit in einem Ei, und nackt und häßlich, da haben meine Eltern mich genährt und gepflegt,

bis ich ein hübsches Federkleid bekam, und nun haben sie mich in die Welt geschickt, damit ich mir eine Frau nehme“.

„Ich hab’ keine Eltern“, sagte die Blume, „ich war lange in der dunklen Erde, bis ich ans Licht wuchs, Stengel, Blätter und eine Blüthe bekam, aber nun erst, wo ich eine Blume bin, weiß ich, wie schön es auf Erden ist“.

„Weißt Du“, sagte der Vogel, „ich möchte Dich wohl zur Frau haben, kleine Blume. — Ich baue mir dicht bei Dir mein Nest und wir plaudern dann immer zusammen von Frühling, Glück und Daseinsfreude“.

„Ja“, sagte die Blume, „Du bist ein so lieber, freundlicher Vogel und ich bin Dir gut“.

Da schwang sich der kleine Vogel mit einem Freuderuf in die Luft, sang und jubilirte ein Weilchen und flog dann zur Blume zurück.

„Wie ich erschreckt bin“, sagte die kleine Blume, „Du warst auf einmal verschwunden, und ich ängstigte mich, ob Du auch wiederkäme“.

„Natürlich“, sagte der Vogel, „Du bist doch meine kleine Frau, aber ich bin ein Vogel und muß fliegen. Nun will ich mir ein Nest bauen, bei uns helfen die Frauen dabei, aber Du kannst wohl nicht vom Fleck“.

Er flog nun hin und her und machte sich dicht bei der Blume ein Nest. Jedesmal, wenn er ihren Augen entschwunden, zitterte sie vor Angst und Sehnsucht, aber er kam immer wieder und sie wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er erzählte, was er Alles gesehen und erlebt hatte auf seinen Ausflügen.

So verging eine Zeit, dann kehrte der Vogel nicht so oft heim wie sonst. Bald hatte er seine Eltern, seine

Geschwister getroffen, dann hatte er mit der Nachtigall eine musikalische Übung, — er behauptete, er könne viel von ihr lernen und schloß damit: „Schade, daß Du nicht singen kannst“.

„Singen kann ich nicht“, sagte die Blume, „aber Märchen kann ich Dir erzählen, die mir der Abendwind zuträgt und mir die Morgenröthe vertraut. — Gräser und Blumen rauschen sie mir zu und sie sind so schön, willst Du hören?“

„Erzähle“, sagte der Vogel und schwang sich auf den Rand des Nestes, als aber die Blume inmitten des Märchens war, hatte er seinen Kopf in die Flügel gesteckt und schlief ganz behaglich.

Als er erwachte, hatte er ganz vergessen, worum er sie gebeten. „Ich fliege jetzt aufs Weizenfeld“, sagte er, „und werde Dir ein schönes Korn mitbringen“.

„Aber lieber Mann“, sagte die Blume, „ich kann es ja nicht essen, meine Nahrung ist der Thau und Luft und Sonnenschein“.

„Ach, Du bist eine zimperliche kleine Person“, sagte der Vogel ärgerlich. — „Thu mir die Liebe und isß einmal ein Weizenkorn, das ist etwas Reelles und Du kannst es brauchen. Deine Blätter sind garnicht mehr so hübsch blau, wie vor ein paar Wochen“.

Und er kam am Abend mit einem Weizenkorn im Schnabel und warf es in den Kelch der Blume. Die neigte den zarten Stengel schwer und er nahm es auf ihr Flehen wieder fort und verzehrte es.

„Es ist nur Eigensinn“, sagte er verdrießlich, „ist es nicht freundlich von mir, daß ich bei einem guten

Schmaus an Dich denke und Dir etwas mitbringe? Aber Du willst keine Freude mit mir theilen, ich möchte Dich so gern auch einmal mit in die Luft nehmen, aber auch dagegen sträubst Du Dich“.

„Ich möchte es ja so gern“, sagte die Blume, „aber ich kann es nicht. Meine Wurzeln müssen in der kühlen Erde ruhen, sonst sterbe ich“.

„Ach, alberne Sentimentalität“, sagte der Vogel und flog davon.

Die kleine Blume grämte sich, ihr Vogel kam immer seltener zu ihr und war dann so verstimmt. Bald grollte er, daß sie nicht singen könne, daß sie nicht essen wolle was ihm schmeckte, und daß sie nicht ein mal versuchen wollte, wie schön das Fliegen sei. Da sagte sie eines Tages und ihr kleines Blumenherz zitterte dabei: „Ich will es versuchen morgen mit Dir zu fliegen, lieber Vogel“.

„Ach das ist lieb von Dir“, sagte der Vogel freudig, „ich grabe Deine Wurzeln frei und setze Dich nach einem Weilchen in die kühle Erde zurück. O Du sollst sehen, wie herrlich es ist, das Fliegen! — Ich nehme Dich in den Schnabel und wir fliegen über die höchsten Bäume hinweg und über die Wohnungen der Menschen. — Es fehlte mir immer Etwas, daß Du nicht mit mir Alles genießen konntest. Du bist doch meine liebe kleine blaue Blume!“

Und die Blume freute sich, als sie die längstentbehrte Sprache der Liebe von ihrem Vogel wieder hörte, als er aber schlief, da nahm sie leise Abschied von den sie umgebenden Gräsern und Blumen.

„Lebt wohl“, sagte sie, „und blüht den schönen langen Sommer hindurch! Ich stehe zum letzten Mal in der kühlen

Nachtluft und sehe zum letzten Mal die Sonne aufgehen.
Ach das Leben ist so schön, so wonnig!"

„So unterlaß doch dieses unsinnige Fliegen“, sagten die Gräser.

„Nein, mein Vogel liebt mich dann nicht, und er war der Erste, den ich erblickte, als ich die Blumenaugen öffnete und den ich liebte. Ich liebe ihn nun einmal und will lieber vergehen, als seine Liebe missen!"

„Vielleicht blühst Du weiter, wenn er Dich bald in die kühle Erde zurücksetzt“, sagten die Gefährtinnen.

Aber die Blume schüttelte das Haupt: „Ich kenne meinen Vogel“, sagte sie, „er weiß nur wie seine Kräfte, sein Empfinden ist und er wird Zeit und Stunde vergessen!"

Am Morgen früh erwachte der Vogel froh und wohlgenuth. Er zupfte an seinen Federchen und eilte zum nahen Bach ein Bad zu nehmen.

„Wie ich mich freue“, sagte er, „mit Dir zu fliegen. Erst wollen wir zum Walde, dann ins Dorf und nachher machen wir Besuche bei allen meinen Bekannten. Nun komm, meine liebe kleine Blume!"

Und er scharrte die Erde frei und zog die Blume, da löste sich die Wurzel und der Vogel flog davon. — Ach wie trocken, wie schattenlos war da oben die Luft, immer matter ließ die Blume ihr Köpfchen sinken. Der Wind war so kalt, die Sonne so heiß, und als sie den Wald erreicht hatten, und der Vogel seine Bürde niederlegte, da hatte er schon lange eine welcke todte Blume getragen. — Er stieß einen schrillen Klageruf aus, seine Gefährten flatterten und hüpfen überall herbei, er sank bei der kleinen Blumenleiche nieder, — dann bedeckte er rasch die Blume

mit feuchtem Waldmoos, ein anderer Vogel holte in einer Eichelhülse etwas Wasser, aber die Blume veränderte sich nicht, es war vergebens, er hatte sein Lieb verloren.

Der Sommer war in voller Blüthe, da hatte sich auch der Vogel getröstet und sich eine nette kleine Vogelfrau genommen, die mit ihm ein Nestchen baute, mit ihm flog und Körner pickte und ihm fünf kleine Jungen ausgebrütet hatte. — Aber oftmals saß er doch traurig da und dachte an seine erste kleine Blumenfrau, und erzählte, wie er im Frühling sie geliebt und wie sie so schön und hold gewesen, und mit ihren sanften blauen Blumenaugen ihn angeschaut, und wie er sie nicht vergessen könne.

„Aber ihr paßtet nicht zu einander“, sagte dann die Vogelfrau, und bedeckte sorglich die Jungen mit den Flügeln.

„Wir paßten nicht zu einander“, wiederholte traurig der Vogel, „aber ich liebte sie, und sie starb für mich aus Liebe“.



Der Becher.

Es war einmal ein König und eine Königin, die herrschten über ein schönes Reich, sie wurden geliebt und beschützt von treuen Unterthanen vor aller Feinde Macht, aber sie waren doch nicht glücklich, denn sie hatten kein Kind.

Der König war ein lebenslustiger Mann und schlug sich den Kummer darüber aus dem Sinn. — Er kam immer seltener in die Prunkgemächer seiner Gemahlin, worin sie selbst stumm und bleich wie ein Marmorbild war, — er blieb lieber in seinen Räumen mit seinen Hofherren und Günstlingen und führte dort ein heiteres Lebenspiel und Wein, schöne Tänzerinnen erfreuten seine Sinne, und oft drang die wilde Musik bei den nächtlichen Gelagen nach dem anderen Flügel des Schlosses, wo die Gemächer der Königin lagen.

Die Königin war nicht immer so unzugänglich gewesen. Die Leute erzählten, daß sie jung, schön und mild alle Herzen erobert hätte, als sie aber nach und nach, wohl wegen der kinderlosen Ehe, die Liebe ihres Gemahls verlor, ward sie immer stiller und schweigsamer, und immer kälter und bleicher wurden die einst so lieblichen Züge.

Die Leute entschuldigten den König in seinen Liebhabereien, sie sagten, er hätte seiner Gemahlin seit langer Zeit kein Lächeln und Liebeswort abgerungen. Ja sie behaupteten, tagelang wolle die Königin durch Zeichen errathen sein, so karg sei sie im Reden, und Nachts liege sie stumm mit geöffneten Augen schlaflos und flaglos im Bette, daß es ein Jammer anzusehen sei.

Da geschah das Unerwartete, daß die Königin sich Mutter fühlte, und obgleich sie selbst ohne Glauben und Hoffnung ihren gesegneten Zustand ansah, — gebar sie ein kleines Mädchen, ihr ähnlich wie ein Ei dem anderen. Ebenso fragend stumm und schmerzlich blickten die großen Augen des Kindes in die Welt hinein, wie die ihren.

Nun vergaß der König Feste und Tänzerinnen. Sein steter Weg war nach den Zimmern seiner Gemahlin, zu der Wiege des kleinen Kindes. Er konnte sich nicht satt schauen an dem Anblick des kleinen Wesens und wurde nicht müde es zu bewundern und zu liebkosen.

Es gedieh und wurde schöner von Tag zu Tag, aber es war anders wie andere Kinder, es schrie fast garnicht und gab keine Zeichen von Sprachlauten an, und als Monat auf Monat verging ohne jedwede Veränderung, konnten sich die Eltern der Thatsache nicht verschließen, daß es stumm sei.

Als diese Befürchtung sich zur Gewißheit gestaltete, war die Königin fassungslos. Sie klagte sich im wilden Schmerze an, daß sie Jahrelang stumm und starr ihren Schmerz getragen, ohne ihn in Worten über die Lippen fließen zu lassen. Ja, als sie das Kind unter dem Herzen getragen, habe sie, unfähig an dies Glück zu glauben und

ohne Hoffnung sein Dasein zu überleben, in ihrer Stummheit beharrt und deshalb sei dem Kinde der Gebrauch der Sprache verwehrt.

Der König war bestürzt! — Er gestand sich, daß er in leichtsinniger Art nicht das Herzeleid seiner Gemahlin zu erforschen gestrebt hatte. Es wurde ihm klar, daß sie um ihn gelitten und seine Vernachlässigung tief empfunden. In schmerzlicher Reue suchte er sie zu trösten und ihre Selbstanklagen zu entkräften.

Die kleine Prinzessin sah die Eltern weinen und strich mit ihren Händchen bald die Wange der Mutter, bald die des Vaters. In Schmerz und Lust drückten sie das kleine Wesen an ihr Herz und gelobten sich und dem Kinde unbegrenzte Liebe und Treue.

Nun wurde nach Ärzten und Meistern ausgesandt bis weit über die Grenzen des Königreichs hinaus, keine Mühen wurden gescheut, kein Preis war zu hoch, aber Niemand konnte helfen.

Da kam die Kunde, daß in einem entfernten Gebirge ein Einsiedler lebe, der, bekannt durch seine Weisheit, schon Manchen geheilt, dem kein Arzt helfen gekonnt. Aber der alte Mann sei durch keinen Nachtspruch zu bewegen, seine Behausung zu verlassen und die Reise zu ihm sei beschwerlich. Durch enge Felsklüfte, so schmal, daß nur ein einzelner Mensch sie betreten könne, führe der Weg durch dunkle Schluchten zum Ziel.

„Und wäre es der Weg des Todes, ich will ihn gehen“, sagte die Königin.

Mit wenig Gefolge machte sie sich auf den Weg und reiste Tag und Nacht, bis sie ins Gebirge kam. Dann ließ

sie sich den Weg beschreiben und trat die gefährliche Wanderung an. Bald riß das rauhe Gestein die zierlichen Schuhe in Fetzen, sie achtete nicht der Wunden, die ihre Füße bedeckten. Rastlos, immer weiter, achtlos des Hungers und Durstes kam sie endlich an den Ort, den sie mit heißem Herzen ersehnte.

Da stand die ungefüge Hütte des weisen Mannes und auf ihr Klopfen ertönte die rauhe Stimme: „Wer ist da?“

„Eine Mutter“, antwortete sie.

Die Thür wurde aufgethan und ein alter Mann mit weißem Bart kam zum Vorschein. Einen Augenblick schaute er die müde Gestalt mit zeretzten Kleidern und blutenden Füßen an, dann sagte er: „So bittest Du nichts für Dich. Du hast ein Kind?“

„So ist es“, nickte die Königin, „und es ist stumm! Nie hab' ich den süßen Namen „Mutter“ gehört, nie soll ich die Sprache seines reichen Herzens hören. Wohl lese ich in den Augen meines kleinen Mädchens, daß reiche Geisteskräfte in der Tiefe seiner Seele wohnen, o hilf mir, daß sie offenbar werden durch das Wort! Wenn es ein Mittel gibt meinem Kinde die Sprache zu verleihen, so nenne es und auf meinen Knien will ich Dir danken“.

Die Königin war vor dem Greise niedergesunken und sah zu ihm flehend auf. Der Greis las in dem noch jugendschönen Gesicht die Spuren tiefen Grames und schmerzlichen Leides. „Stehe auf“, sagte er milde, „und höre mich. Ein Mittel der Heilung kann ich Dir nicht geben, wohl aber eine Hoffnung für dieselbe“.

Er wandte sich zu einem Bretterbort, auf dem eine Menge verschiedener Geräthe standen und lagen. „Nimm

hier diesen Becher“, sagte er, indem er der Königin einen aus eigenthümlich künstlichem Metall geformten Pokal reichte. „Laß ihn täglich kreisen in der Zahl Deiner Gäste, die Deine Tafel zieren. Wenn in der Hand Deiner Tochter beim Zusammenklang das Metall erklingt, so ist die Stunde der Erlösung gekommen, und der, dessen Becher diesen Klang hervorgerufen, Dein Dir von Gott bestimmter Eidam. Du siehst, wenn ich mit diesem Stäbchen daran schlage, so entlocke ich ihm nur einen harten unschönen Ton, der dem Ohr nicht wohlthut. Und doch ist in diesem Metall eine süße Musik, die durch die rechte Berührung geweckt wird. So gehe jetzt und hoffe und harre“.

„Ich will“, sagte die Königin und nahm den Becher aus des Einsiedlers Hand. „Ist doch mein ganzes Leben ein Warten und Hoffen gewesen, so ist mir diese Qual nicht fremd. Wenn ich die Stunde der Erlösung erlebe, so wird mein Dank grenzenlos sein!“

Sie ging, den Becher wie ein Kleinod ans Herz gepreßt. Sie fühlte nicht die Wunden ihrer Füße, noch die Erschöpfung des Körpers. Es war ihr Geist traumverloren in die kommenden Tage der Erwartung. Erst als sie mit dem Könige und ihrem Gefolge zusammentraf, sank sie bewusstlos nieder, doch nach wenig Tagen erstarbte ihr Körper wieder in der Hoffnung, daß eine Möglichkeit vorhanden war, alles Leid zu ändern.

Die kleine Prinzessin wuchs nun heran und hatte ihres lieblichen Wesens halber den Namen „Wunderhold“ erhalten. Sie war die Wonne und das Glück ihrer Eltern, die eifrig Sorge trugen ihrem Leben Freude und Sonnenschein zu verleihen. Die Königin umgab die kleine Wunder-

hold anfangs mit Gefährtinnen, da sie fürchtete, das Gefühl der Einsamkeit könne ihr Kind bedrücken, doch die kleinen adligen Fräulein aus den Familien der hohen Aristokratie umkreisten scheu und verlegen die kleine stumme Prinzessin und Wunderhold schien dadurch den Mangel ihre Sprache schmerzlicher als bisher zu empfinden. — So unterließ man diese Versuche. Wunderhold blieb allein und nur ein ernster Zug um Mund und Augen gab Kunde, was sie entbehrte. Sie lernte eifrig und zeigte eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik.

Eines Tages als sie mit ihrer königlichen Mutter und ihrer Erzieherin spazieren fuhr, sahen sie einen kleinen Hirtenknaben, welcher mitten unter seinen Schafen und Lämmerchen gar kunstvoll die Schalmei blies. Bittend streckte Wunderhold die Händchen aus und ihre Umgebung, welche glaubte, ihr Sinn stände nach den kleinen Schäfchen, gab Befehl, daß man einige derselben der Prinzessin in den Schloßgarten bringe.

Doch es waren nicht die Schäfchen; die Prinzessin machte Zeichen, daß das Blasen auf der Schalmei ihr Freude verursacht habe, und so wurde dann der kleine Hirtenknabe „Adrian“ geholt und spielte ihr hübsche Weisen vor.

Als er fortging, wurde sie traurig, und die zärtliche Mutter versprach ihr, Adrian solle jeden Tag wiederkommen mit seiner Schalmei und ihr liebes Kind erfreuen.

Nun ging eine große Veränderung in dem Wesen der Prinzessin vor, sie gewann den kleinen Spieler so lieb, daß sie die Stunde seines Erscheinens garnicht erwarten konnte, sie lernte von ihm auf demselben Instrument spielen

und empfand kindliche Freude darüber. Adrian lernte besser wie Andere sich mit ihr verständigen und wußte sie mit hundert Dingen zu belustigen. Bald schnitzte er ihr hübsche Figuren aus Holz, die die Prinzessin mehr entzückten als das theuerste Spielzeug. Er schnitt künstliche Pfeifchen aus Weidenzweigen, er erzählte ihr Geschichten von jeder Blume und jedem Baum, er baute ihr aus Sand und Steinen Festungen und Ehrenpforten, genug — es gab des Interessanten kein Ende für die Prinzessin. Die Eltern waren beglückt über das helle, fröhliche Lachen, welches die Fröhlichkeit ihres Kindes kund gab. — Längst hatte Adrian die zierlichen Hoffkleider, theilte den Unterricht mit der Prinzessin und wohnte ganz im Schloß. Da er ein Waisenknabe war und ganz einsam dastand, konnte sein Schicksal sich nicht günstiger gestalten.

So verging die Kinderzeit schnell, und Prinzessin Wunderhold erblühte zur lieblichen Jungfrau. Feste über feste wurden gegeben und mit dem Becher in der Hand stieß die holde Prinzessin mit jedem Gaste zum Willkommen an, aber dem spröden Metall war kein Klang zu entlocken, und der harte schrille Ton schnitt der Königin jedesmal ins Herz und ließ es erbeben in Angst und Enttäuschung.

Adrian war ein schlanker schöner Jüngling geworden und von einem Meister in der edlen Musik unterrichtet worden. Wie früher der Schalmei, so wußte er auch jetzt der Geige ganz absonderliche wunderschöne Töne zu entlocken, und wenn er mit seiner weichen klangvollen Stimme schöne Lieder sang, so rührte er alle Herzen. Oftmals mußte er die Gäste des königlichen Schlosses mit seiner Musik erfreuen und dann sah er auch die Prinzessin, deren Verkehr mit

ihm allmählich immer seltener wurde. Sie hatte als heranwachsende Tochter des königlichen Hauses tausend Pflichten, die ihre Zeit in Anspruch nahmen und konnte nicht mit ihrem lieben Jugendfreund sich ergehen. Aber immer auf den Festen und Gesellschaften, wenn er betrübt und traurig unter dem Hofgesinde stand, traf ihn ein freundlicher Blick ihres Auges, ein stummes Grüßen, ihm nur zu wohlbekannt. Angstvoll verfolgte er die Becherproben, deren stets nutzloser Ausgang ihn mit unbewußt geheimer Freude erfüllte.

Da meldete sich eines Tages ein neuer Gast im Königsschlosse, ein bleicher schwarzlockiger Jüngling aus hohem Geschlecht. Der theilte dem Königspaar mit, daß er entschlossen sei, Wunderhold zu erlösen und als Gemahlin zu erringen.

Er sei zu der Überzeugung gekommen, daß nur ein aus dem gleichen Metall gefertigter Becher den Klang wecken könne und da er ein geschickter Alchymist sei, und bei seinen Bemühungen Geld zu machen manch edles Metall zu Tage gefördert, so wolle er versuchen, in drei Tagen und drei Nächten einen gleichen Becher anzufertigen. Er hoffe bei der Probe auf glücklichen Erfolg. Die königlichen Eltern waren freudig erregt, als aber die Prinzessin, dem bleichen, düster blickenden Jüngling gegenüberstand, ging ein leises Frösteln durch ihre Glieder und ein heimliches Bangen ergriff sie.

Sie ging in den Schloßgarten, angstvoll und traurig, und spähte nach Adrian. Der stand bald vor ihr, ebenfalls erregt und bleich und nahm ihre kleine Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte: „O Wunderhold, es naht

wieder eine Stunde der Entscheidung! Wie soll ich es tragen, wenn Du davongehst mit dem fremden Manne! Wenn Du mein wärst, brauchtest Du keine Sprache, denn ich weiß Alles, was Du denkst, und ich weiß auch, daß Du dem armen Adrian ein wenig gut bist und ihm nicht zürnst, daß er so zu Dir spricht“.

Die Prinzessin schlug die großen thränenenerfüllten Augen zu ihm auf, da las er, was er zu wissen glaubte und was ihm Wonne und Leid war.

„Wunderhold“, sagte er, „in drei Tagen ist das Festmahl und ich werde wieder spielen und singen müssen. Suche mir die Erlaubniß zu gewinnen, daß ich einen Platz am Tische habe, wenn der Becher freist. Ganz am unteren Ende des Tisches ein kleines Plätzchen, das gebt mir einmal, ich bitte darum, Wunderhold!“

Die Prinzessin nickte Gewährung und enteilte dem Jüngling, da eine der Hofdamen bereits sichtbar wurde. Die königlichen Eltern in der Freude über die mögliche Erfüllung ihrer Herzenswünsche, gaben bereitwillig der Tochter die Zusage Adrians Anwesenheit bei Tische betreffend, als diese in ihrer Zeichensprache sie darum bat.

Der dritte Tag erschien. Bleich und ermattet trat der neue Gast aus dem Gemach, wo er seine geheimen Künste getrieben, in der Hand einen Becher, täuschend ähnlich dem der Prinzessin. — Die Zurüstungen zum feierlichen Festmahl waren beendet, eine Anzahl hoher Gäste war geladen und Prinzessin Wunderhold wurde bräutlich geschmückt. Wie sah sie lieblich aus in dem weißen goldgestickten Atlasgewande, als sie zur rechten Seite dem Königspaar ihren Platz am Tische einnahm, zur linken

saß der bleiche Gast, dessen dunkle Augen in dem entscheidenden Augenblicke fieberhaft glühten. — Jetzt war der Moment gekommen, der Willkommmentränk wurde gereicht, zitternd erhob Wunderhold ihren Pokal und stieß mit dem des Jünglings zusammen. Ein harter schriller Ton erklang; ach wie oft hatten die Gäste, die Eltern diesen gefürchteten Ton gehört; halb ohnmächtig lehnte die Königin in ihrem Sessel und düsteren Blickes schaute der König drein. Der bleiche Jüngling stand einen Augenblick wie gelähmt da, dann nahm er seinen Becher und schleuderte ihn mit solcher Macht zur Erde, daß er krachend zerbarst.

Soeben wollten die Hofleute den erregten Jüngling seines heftigen Zornausbruches wegen entfernen und ihm das Unziemliche seines Thuns verweisen, als die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf etwas anderes gelenkt wurde. Ganz am unteren Ende des Tisches hatte sich ein Jüngling erhoben im schlichten schwarzen Sammtgewand mit leuchtenden blauen Augen und blondgelocktem Haar, in der Hand hielt er einen zierlich geschnitzten Holzbecher und mit weicher klangvoller Stimme sang er:

Mit meiner eigenen Stimme,
Mit meiner Liebesgluth,
Beleb' ich diesen Becher,
In dem mein Heil jetzt ruht.

Ich hauche meine Seele
Dem toten Holze ein,
Damit aus ihm entströme
Der Klang so wunderrein.

So komm, Du Süße, Holde,
Stoß an mit dem Pokal,
Damit wir zitternd lauschen
Dem Ende unsrer Qual!

Eine lautlose Stille entstand. Ehe sich noch der Jüngling genähert, war die Prinzessin von ihrem Sitze aufgestanden und schwebte mehr als sie ging dem Ankommenden entgegen. Da, da klangen die Becher zusammen. Und ein Klang tönte durch den Saal, so dunkel und weich, so klangvoll und mächtig, daß Keiner, der ihn gehört, ihn je vergaß. Dann tönte der Name „Adrian“ von den bisher stummen Lippen und selig sank der entzückte Jüngling mit der Geliebten vor dem staunenden Elternpaar nieder.

„Vater, Mutter“, sagte die Prinzessin und unter wonnigen Freudethränen gaben diese dem glücklichen Paar ihren Segen.



Das Herz.

Es war einmal eine Prinzessin, die wohnte in einem schönen Garten. In der Mitte desselben stand ihr Schloß, reich geschmückt von außen und innen. In dem Garten blühten die holdesten Wunderblumen in seltenster Pracht und Schönheit. Sonnige Ebenen, dunkle Waldpartieen, plätschernde Springbrunnen und einen stillen Bergsee fand man darin. Aber die Prinzessin hatte an alledem keine rechte Freude, denn sie war einsam und sehnte sich, mit einem lebenden Wesen diese Herrlichkeiten zu genießen.

Doch es war merkwürdig! für die meisten Menschen hatte der Garten wenig Interesse. Gewöhnlich hielten sie sich in dem entlegensten Theil desselben auf, naschten von den Früchten, traten auf die Blumen, fanden die Schönheit nicht nennenswerth, und gingen fort, ohne wiederzukommen. Die Prinzessin empfand ihr Gehen auch als eine Erleichterung, aber das Gefühl der Einsamkeit blieb und ein heißes Sehnen erfaßte sie immer aufs Neue.

Einmal, als sie traurig vor dem Eingang des Gartens stand, kam des Weges daher ein junger Wanderer. „Schöne Jungfrau, welch ein herrlicher Garten“, sagte er, „ach,

laßt mich hinein!“ „Kommt“, sagte die Prinzessin und trat zurück. Er folgte ihr und sie gingen miteinander. — Er schritt feck gleich in das Innere des Gartens, freute sich über die Blumen, die schönen Früchte. Die Prinzessin brach selbst einige ab, und reichte sie ihm, und sah mit Freude, wie er sich daran erfrischte.

Weiter schritten sie und näherten sich dem Schlosse. Ein seltsamer Riegel war vor der Hauptthür.

„Versucht, ob ihr öffnen könnt“, sagte sie zitternd und reichte ihm den Schlüssel.

„O ich bin jung und stark“, sagte er siegesgewiß, steckte den Schlüssel ein, und schloß auf. — Ein strahlendes Licht empfing sie bei dem Eintritt, wunderbare Edelsteine lagen umher, einige noch im rohen, ungeschliffenen Zustand, andere aber im reichsten Glanze.

„Nennt mir die Steine“, sagte der Jüngling erregt, „nie sah ich solche in dieser Größe, in so leuchtender Pracht, wie heißt dieser dunkelrothleuchtende, und jener blaue, und dieser perlenweiße?“

„Dieser ist die Liebe“, sagte die Prinzessin mit scheuem Augenaufschlag, „jener die Treue und dieser heißt „Vertrauen“. Das ist der Muth, dies die Hoffnung, jener der Edelsinn und so könnt ich Euch mehrere nennen, doch kommt weiter“. — „Laßt uns noch ein wenig verweilen“, sagte der Jüngling, „und laßt mich Euch fragen, verschenkt Ihr nichts von diesen Schätzen?“

„Wohl gedenke ich es zu thun“, war die Antwort der Prinzessin, „doch es sind Schätze, wie Ihr richtig sagt, noch fand ich Niemanden, dem ich sie geben mochte! Blumen und Früchte habe ich oft verschenkt und nur geringe Freude

damit gemacht; ich will daher mit meinen Schätzen mich wohl bedenken“.

Traumbefangen schritt der Jüngling weiter, geblendet von all den Dingen, die er zu schauen hatte. Sie traten in ein kühles Gemach, Ruhebänke unter üppigen Pflanzen standen da, und dort auf dem kleinen Tisch blühte eine wunderbare blaue Blume, deren köstliche Farbe und seltsamer Duft ihn einen Laut des Entzückens ausstoßen ließ.

„Die blaue Blume“, murmelte er.

„Nicht wahr, sie ist schön“, sagte die Prinzessin, „wie lange habe ich mich einsam an ihr gefreut, nun, wo ich Dich gefunden, fühlen wir gemeinsames Glück.“

Der Jüngling sank auf eine Ruhebänk nieder und bedeckte die Augen mit der Hand. „Du mußt ruhen“, sagte sie innig, „ich gehe jetzt in meinen Garten und komme bald wieder“.

Sie ging hinaus in den blühenden duftenden Garten. Noch lag die Morgensonne darauf, es schien ihr, als blühten die Blumen schöner, als sängen die Vögel lieblicher, als rauschten die Bäume geheimnißvoller als sonst. Sie legte die Hand aufs Herz und sprach vor sich hin im seligen Glück. „O qualvolle Einsamkeit.“ Du bist vorüber und ich werde ein neues Leben beginnen. Gewiß, er wird bei mir bleiben und Alles soll sein werden! Zuerst gebe ich ihm den rothleuchtenden Stein der Liebe, und dann die andern Alle, das Schloß, den Garten und mich dazu!“

Währendem lag der Jüngling im Schlosse und wurde allmählich ruhig. Er erhob sich und ging zu dem Zimmer

zurück, wo die Edelsteine lagen. „Warum schenkte sie mir nicht einen Stein?“ sagte er vor sich hin, „daß ich ein Narr wäre und darauf wartete. Sie hat immer noch genug und kann leicht einen entbehren!“ So nahm er den perlweißen Stein des Vertrauens und barg ihn in seinem Gewand, ging aus dem Schloß und eilte auf versteckten Wegen dem Ausgang des Gartens zu. Der Stein brannte auf seiner Brust wie Feuer, dennoch hinderte er ihn nicht, das Weite zu gewinnen, und bald war er weit von Schloß und Garten entfernt.

Als die Prinzessin zurückkehrte und den Jüngling entflohen mit dem Stein des Vertrauens fand, erfüllte ein unsagbarer Schmerz ihre Brust und ließ sie heiße bittere Thränen weinen. Ihrem früheren Sehnen war nun der herbe Schmerz der Enttäuschung beigelegt, und die Erinnerung daran ließ sie alle Schönheiten des Gartens und Schlosses nicht mehr empfinden. Unkraut wuchs bald auf den breiten schönen Wegen und wirr durcheinander schlangen Büsche und Ranken ihre üppigen Zweige.

Einstmals, als sie in trüben Gedanken an dem Eingang des Gartens stand, wartete ihrer dort ein Mann, der also zu ihr sprach: „Schon lange, edle Jungfrau, warte ich auf die Zeit, wo ich mit Euch reden kann. Ich kenne Euer Leid, ich bin dem Betrüger nachgeeilt, entriß ihm diesen Edelstein und lege ihn Euch jetzt zu Füßen. Wenn ich Euren schönen Garten sehe, wie un gepflegt er ist, und könnte doch ein Schmuck und eine Zierde sein, so thut mir das Herz weh. Hört meinen Vorschlag: Nehmt mich zum Gefährten Eurer Einsamkeit, das Schloß mit seinen Edelsteinen bleibe Euer eigen, und

nichts will ich, was Ihr nicht freiwillig gebt. Der Garten sei mein, ich will ihn pflegen in seiner Schönheit, ich bin bei Euch, so oft ihr wollt, ich schütze Euch gegen Eindringlinge und Ihr gebt mir das Versprechen, wenn nicht mir, auch keinem Andern, Eingang in Garten und Schloß zu gestatten“.

Die Prinzessin war matt und gebrochen, ihr fester Wille erschüttert und mehr denn je empfand sie die Schutzlosigkeit ihrer Lage. So sagte sie Ja — und ließ den Mann herein. — Mit prüfendem Blick übersah der den Garten, mit kundiger Hand nahm er Änderungen und Verbesserungen vor, aber erbarmungslos schnitt auch seine Scheere in wuchernde Ranken und in das üppige Grün und zwängte es in bestimmte, ihm zusagende Formen. In das Schloß drang er nicht, und als die Prinzessin ihm freiwillig einmal die Thür öffnete, eilte er achtlos an den Schätzen von Edelsteinen vorüber, lächelte über die blaue Blume und fand nichts was ihn fesselte, nichts was ihn zum Bleiben einlud.

So lebten sie eine Zeitlang mit oder beieinander. Er zufrieden und rastlos thätig, sie, trotzdem sie nicht mehr einsam war, mit demselben heißen Sehnen wie früher.

Eines Abends stieg sie die Treppe der Gartenmauer hinauf, um hoch von ihrem Lieblingsitz Welt und Garten zu überschauen. Da hörte sie eine schöne Männerstimme in weichen klangvollen Tönen singen:

Ich suche das Schloß,
Ich suche den Garten,
Die Liebste mein
Wird meiner dort warten!

Die Stimme kam näher und näher und dicht an der Mauer stand der schönste Königssohn, den sie je gesehen!

„Da bist Du ja!“ sagte er und streckte die Arme nach ihr aus. „Nun bin ich am Ziel! Dich suchte ich, auch ich habe Schloß und Garten und war so einsam wie Du. Da hat ein Traum mir Dich gezeigt und mich die Wege geführt, auf denen ich Dich finden konnte. Nun öffne mir das Thor und laß mich ein, und laß uns das selige Leben führen, das wir geträumt!“

„Ich darf nicht“, sagte die Prinzessin schmerzlich, „ein Wort bindet mich. Du ließeest lange auf Dich warten, ein Anderer hat halb Besitz genommen von dem, was mein war! Aber gehe noch nicht fort, laß mich Dir geben, was ich Dir längst zu geben wünschte, Du schöner Königssohn!“

„So hast Du mich gekannt?“ frug er eifrig.

„So wenig wie Du mich“, sagte sie, „aber wie ich Dich sah, war mir's, als hätte ich Dich gekannt vom ersten Athemzug meines Lebens an. Nach Dir verzehrte ich mich in unbewußter Sehnsucht, und nun empfinde ich süße Ruhe, wo ich Dich gesehen!“

Und die Prinzessin stieg die Stufen der Gartenmauer herunter, brach im Vorübergehen die schönsten Blumen und holte aus ihrem Schloß den rubinleuchtenden Edelstein der Liebe.

„Nimm“, sagte sie und reichte es dem Harrenden dort unten, „und lebe wohl auf ewig!“



Die beiden Gefährten.

Auf einer kleinen Waldwiese, welche umgeben von altem dichten Laub und Tannenbäumen war, sproßten ein Tannenbaum und ein Wachholderstrauch dicht neben einander auf. Zu gleicher Zeit trieben die feinen Nadelchen an den Ästen, höher und höher wuchs das feine Stämmchen und die Zweiglein flochten sich ineinander, da es den Beiden an Raum gebrach sich einzeln auszu dehnen. — Da, an einem schönen jungen Frühlingstag gelobten sie sich, weil die Natur sie für einander bestimmt zu haben schien, treu zu einander zu halten und sich nie zu trennen. Und von Stund an lehnte sich der Wachholderstrauch noch inniger an den schlanken Tannenbaum, der ihn schon um ein Beträchtliches überragte, und noch dichter und reicher wurde das Geflecht ihrer Zweige.

Aber der Nordwind, der mißgünstige Gesell, welcher den Treuschwur der Beiden gehört hatte, brütete Pläne, um sie zu verderben, und als seine Zeit kam, fuhr er mit seinem gewaltigen Odem so heftig gegen die Innigverbundenen, daß diese sich bogen und wanden und manch' Ästchen und Zweiglein sich voneinander loslöste, weil es dieser Gewalt nicht widerstehen konnte. Dann streute er

Schnee und Eis zwischen die Beiden, damit die Zweige nicht wieder sich näherten, und überließ sie ihrem Schicksal, um sich einen andern Schauplatz seiner Zerstörungslust zu suchen.

Traurig, verweht, halb erfroren standen nun Tannenbaum und Wachholderstrauch da. Kein süßes Zwiegespräch mehr haltend und keine Daseinslust mehr austauschend. Aber als der Frühling kam und die milde warme Sonne auch das letzte Eiskörnchen aufgelöst hatte, erwachten Beide aus ihrer Erstarrung. Schüchtern streckte und dehnte der Wachholderstrauch seine Zweige wieder dem geliebten Gefährten entgegen, und wieder verschlangen sich Zweige und Äste, so daß man bald den Schaden des bösen Nordwindes nicht mehr wahrte. Aber der Feind ihres glücklichen Zusammenlebens war noch nicht verschwunden! Er kämpfte alljährlich mit dem Frühling um seine Macht und vertrieb ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Leidwesen der blühenden Pflanzenwelt. — Wie er nun sah, daß Wachholder und Tannenbaum inniger denn je verschlungen waren und daß seine Kraft nicht ausreichte, sie dauernd zu trennen, blies er einem kleinen Hirtenknaben, welcher unweit von ihm stand, ins Ohr: „Versuche einmal die beiden Bäume von einander zu reißen. Auch giebt der Wachholder Dir einen schönen Stecken, besser als aus je einem andern Holz!“

Und der kleine kräftige Knabe stürzte sofort zwischen die engverschlungenen Zweige, achtete nicht der scharfen Nadeln, welche ihn ins Gesicht und in die Hände stachen, ergriff einen kräftigen Zweig, um ihn abzureißen, und als ihm das nicht gelang, zog er sogar ein scharfes Messer

aus der Tasche, um ihn abzuschneiden. Zufrieden verlief er den Schauplatz seiner Zerstörung und hohnlachend piff der Nordwind um die beiden armen Bäume, die einen traurigen Anblick nun darboten. — Gewaltsam von einander gelöst, zerzaust und zerissen, besonders der arme Wachholderstrauch, waren sie wirklich mitleiderregend anzuschauen.

Diesmal dauerte es lange, bis es der gütigen Mutter Natur gelang, die Vereinigung wieder herzustellen. Der arme Wachholderstrauch brauchte lange Zeit, um seinen Stamm wieder grade zu richten, seine Wurzeln in der Erde zu befestigen und neue Zweiglein und Ästchen zu treiben. Der Tannenbaum schoß in die Höhe und verwand den Schmerz der Zerstörung seiner unteren Zweige leichter. Kaum berührten sich noch die äußersten Spitzen der beiden Gefährten, eine Lücke war zwischen ihnen entstanden, und selbst der neue Frühling mit seiner treibenden Kraft hatte nicht die Macht, diese Lücke auszufüllen. — Erst ganz allmählich, nach manchem Jahreswechsel, hatte der Wachholderstrauch seine frühere Gestalt wieder erlangt, wenngleich der Tannenbaum ihn nun hoch überragte. Und in einer schönen Frühlingsnacht, als die Nachtigall sang und der Mond sein mildes Licht über Wald und Flur ergoß, da fanden Beide Muth und Lust wie ehemals zusammen zu stehen und zu halten, eng und innig Zweig in Zweig wieder zu verflechten mit dem Wunsche im Herzen, daß keine feindliche Macht sie nunmehr trennen möge.

Und es schien, als sollte ihr Wunsch in Erfüllung gehen! Schöner, kräftiger und inniger blühten sie zusammen,

erlebten miteinander den Jahreswechsel mit seiner Lust und seinem Leid, und kein Sturmwind, kein rohes Menschenkind gefährdete ihren Frieden.

Da, an einem Wintertag, wo der Wachholderstrauch traumbefangen an seinen starken Gefährten sich lehnte, flog ein Rabe auf die obersten Zweige des Tannenbaums und erzählte wunderbare Geschichten. Er berichtete, daß viele Brüder des Tannenbaums reich geschmückt in die Wohnungen der Menschen getragen werden, daß wieder andere große Reisen als Mastbäume der Schiffe machten, daß noch andere einen eigenthümlichen Proceß durchlebten, indem sie zuerst in lustiges Feuer und dann in Asche verwandelt werden, und er erweckte durch seine Erzählungen in dem Tannenbaum eine brennende Lust, Etwas zu erleben. Nun war es mit seiner stillen Zufriedenheit vorbei, selbst der Frühling erschien ihm langweilig, da er ihn schon oft erlebt hatte, langweilig auch sein kleiner Wachholderstrauch, der mit seinem innigen Umschlingen ihn wohl gar in seinem Wachsthum hinderte. Sein Denken und Sehnen war nur, groß und schlank zu wachsen, um den Menschen in die Augen zu fallen, damit er von dem Platz, wo er so manche Jahre gestanden, hinwegkäme.

Und stärker und mächtiger breitete der Tannenbaum seine Zweige aus, als wollte er schier den Wachholderstrauch erdrücken. Da fühlte jener, daß es den Kampf um Sein und Nichtsein galt, und mit stetiger, unermüdlicher Kraft strebte auch er in die Höhe. Fast unmerklich drängten sich die feinen spitzen Nadeln durch die mächtigen Zweige und wenn er auch äußerlich nicht mit dem großen stattlichen Tannenbaum wetteifern konnte, so erreichte er

es doch, daß er zu den oberen Zweigen desselben gelangte. Und eines schönen Tages flüsterte er ihm zu: „Was sinnst Du, was sprichst Du mit den Wolken, den Vögeln, den Winden, siehe, ich bin auch da!“ Verwundert, wie aus einem Traum erwacht, sah der Tannenbaum seinen Gefährten fast so hoch, wie er selber gewachsen, und er erschloß ihm alle seine Wünsche und Träume, und der Wachholderstrauch erwiderte: „Ich will mit Dir wünschen und mit Dir hoffen, wengleich auch mein Leben mit der Erfüllung Deiner Wünsche zu Ende geht“.

Und nun war es wieder ein trauliches Verhältniß zwischen den Beiden. Nicht den Winden und Wolken, sondern seinem Wachholderstrauch vertraute der Tannenbaum Alles an, was ihn erfüllte.

Des Tannenbaums Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Es kamen Männer mit Art und Säge, und sie erfahen ihn als tauglich für einen Schiffsmast, und legten das blanke Eisen an seine Wurzel. Zu gleicher Zeit durchschnitt die Säge die harten Stämme des Wachholderstrauchs und zu gleicher Zeit starben sie das Waldleben, um ein anderes zu beginnen.

Der Tannenbaum durchreiste als Mast eines Schiffes die ganze Welt und sah viel wunderbare Dinge. — Aber auch dem Wachholderstrauch war ein Theil Unsterblichkeit beschieden! Mehrere Passagiere des Schiffes hielten um den Mast versammelt eines Abends trauliche Zwiesprache und einer derselben mit einem knorrigen Stock in der Hand erzählte: Diesen Stock schnitt ich einst als Knabe im Walde. Dicht ineinander verzweigt standen eine Tanne und ein Wachholderstrauch und es kostete mich große Mühe,

dies kräftige Stämmchen zu brechen. Als eine liebe Erinnerung aus meiner Kindheit bewahre ich diesen Stock". Dabei lehnte er ihn an den Mast, nicht ahnend, daß jene Beiden zusammengehört hatten.

Und Mastbaum und Spazierstock? Erkannten sie sich, dämmerte in ihnen das Glück und das Leid ihres Waldlebens auf? Wüschten sie beieinander zu bleiben, und empfanden sie bei dem kurzen Wiedersehen und der baldigen Trennung Freud und Leid? Das weiß ich nicht, denn mein Märchen ist hier zu Ende!



Der Blumenelf.



In dem elegant eingerichteten Salon eines reichen Hauses stand eine Anzahl der schönsten Blumen und Zierpflanzen. Fremdländische und einheimische Gewächse entfalteten dort ihre Blätter und Blüthen, und erfreuten sich der besonderen Aufmerksamkeit und Pflege von Seiten der jungen schönen Hausfrau. Sorgsam rückte sie täglich die blühenden Blumen bald in den Schatten, bald in das warme Sonnenlicht und verbrachte mit dieser Beschäftigung manche Stunden des Tages. Wenn die Nacht gekommen war, ging durch die Reihen der Pflanzen und Blätter ein geheimnißvolles Rauschen, dann rühmten die Blumen ihre schöne Pflegerin und erzählten einander, was sie gesehen und erlebt hatten.

Es war an einem Abend, als die junge Frau in ihren Salon trat, in welchem ihr Gemahl anwesend war. Mißmuthig lehnte er in einem Sessel, scheinbar die Zeitung lesend. Sie war in glänzender Gesellschaftstoilette. Das meergrüne Kleid stimmte herrlich zu den schwarzen Locken und frischen Wangen, und die schönen Lippen lächelten befriedigt, als sie dem großen Pfeilerspiegel zuschritt und ihren Mann triumphirend fragte: „Bin ich nicht schön, Alfred?“

„Einstmals fand ich es“, gab dieser zur Antwort, „jetzt sehe ich es nicht mehr, und es ist mir auch gleichgültig“.

„Desto deutlicher sieht es Graf Halden“, sagte die junge Frau, indem sie die Lippen aufeinanderpresste, — „ich höre es oft von ihm, und auch heute werde ich es wieder hören“.

„Ich wollte, Du setztest den Huldigungen Graf Haldens bald Grenzen!“

„Ich weiß, was ich meiner und Deiner Ehre schuldig bin“, unterbrach sie ihn stolz.

„Das weißt Du nicht“, — rief er zornig, — „Deine Eitelkeit und Vergnügungssucht geht so weit, daß Du alle Rücksicht auf mich außer Augen lässest. Du gehst allein, ohne mich, wie es Dir gefällt, Graf Halden als Cavalier an Deiner Seite; — Du läßt Dir Blumen schicken, Aufmerksamkeiten erweisen, wie es sich für eine verheirathete Frau nicht schickt“.

„Und wenn dem so ist“, sagte sie, „so ist es Deine Schuld. Wir sind fünf Jahre verheirathet, ich bin jung und schön und will mein Leben genießen. Wie bald hattest Du keine Zeit, keine Lust mich zu begleiten, hattest tausend Vorwände mir jeden Wunsch zu versagen“.

„Ich hoffte, Du würdest endlich einmal das Verlangen haben, mir ein häusliches Glück zu bereiten, Du würdest keine Freude haben allein zu glänzen auf Bällen und Soiréen, wenn Dein Mann abwesend sei“.

„O ihr Egoisten!“ Sie lachte kurz auf und es war ein häßliches Lachen. „Was hat man vom Leben, von der so rasch enteilenden Jugend, wenn man nicht bewundert,

geliebt, beneidet wird. — Du gewährst mir weder das Eine, noch das Andere, folglich suche ich es bei Fremden!“

Die Hausglocke erklang, ein Diener trat ein und brachte ein Veilchenbouquet. „Wie aufmerksam von Graf Halden“, sagte die junge Frau, indem sie ihr Antlitz über die duftenden Blumen beugte und zu ihrem Gatten hinüberblickte, der mit finsternen Mienen vor sich hinsah.

„Doch es ist Zeit, zu gehen, ich habe heute Graf Halden gesagt, Du würdest mich in die Soirée von Frau von Elden begleiten, also komme!“

„Ich lasse nicht über mich verfügen, und bin nicht der Mann, den Weiberlaunen beherrschen, ich gehe heute nicht aus“, rief er rauh, stand auf und verließ das Zimmer.

Da stand sie nun mit dem Veilchenstrauß in der Hand, und Thränen des Jorns stiegen ihr in die Augen. Ja, des Jorns, denn ihr, der verwöhnten einzigen Tochter eines reichen Hauses, der von Kindheit an jeder Wunsch erfüllt, jede Laune befriedigt worden war, erschien es fast unmöglich, nicht zu erringen, was sie wollte. — Und nun ihr Gemahl! Es war nicht das erste Mal, daß er direct gegen ihre Wünsche handelte, — anfangs reizte es sie, denn sie glaubte, auf die Dauer könne ihr Keiner widerstehen, doch mußte sie sich jetzt die Thatsache eingestehen, daß allmählich in den fünf Jahren ihrer Ehe ihr Einfluß immer mehr geschwunden sei. Tyrannisch, übelgelaunt, verbitterte und trübte er jetzt ihr junges Leben.

Und Bilder aus der Kinderzeit erstanden vor dem geistigen Auge der jungen Frau. Sie sah sich umgeben von der selbstlosesten Liebe zärtlicher Eltern, bewundert

von einer Anzahl junger Männer, welche sich, als sie noch die Schwelle der Kindheit kaum überschritten, um ihre Hand bewarben. Hatte sie Liebe empfunden, als sie im siebenzehnten Lebensjahr Alfred zu ihrem Gatten erwählte? War es nicht Eitelkeit gewesen, weil er ihr weniger huldigte als all' die Anderen? Liebte sie, hatte sie überhaupt geliebt etwas Anderes als sich selbst?

Ernst drängte sich diese Frage ihr auf, zaghaft schwebte das Wort über ihre Lippen: die Blumen! Der Blumen wegen vergaß ich mich, meine Bequemlichkeit! Schon als Kind hatte sie ein Vergnügen versäumt in der Beschäftigung mit diesen Lieblingen und auch ihrem Manne hatte sie zuweilen ein Lob abgerungen, indem er freundlich gesagt: „Welche Mühe giebst Du Dir mit Deinen Blumen“.

Sie ging zu ihren Pflanzen. Sie verweilte bei einer Amaryllis, welche inmitten ihrer saftigen grünen Blätter auf schlankem Stengel eine Blüthenknospe trug, nahe dem Erblühen. Die junge Frau sah auf die Knospe und sei es, daß sie zum erstenmal ein tiefes Gefühl des Unbefriedigtseins mit sich und ihrem Dasein empfand, oder war es eine andere Regung, ihre Augen füllten sich mit Thränen und langsam rollte ein Tropfen hernieder auf die Knospe. Da, — sie wollte kaum ihren Augen trauen, sprang wie durch einen Zauberschlag die oben noch geschlossene Blätterhülle auseinander, tulpenähnlich strahlte ihr die leuchtend rothe Amaryllisblüthe entgegen, und in dem Kelch der Blume lag ein winzig kleines nacktes Wesen.

„Ich bin der Blumenelf“, flüsterte eine zarte Stimme, „und habe den Blumenengel so innig gebeten, mich sichtbar zu machen, um einmal zu erleben, wie es den kleinen

Menschenkindern ergeht. Ich bitte Dich, nimm mich, fleide mich, tränke mich — alle Abend von 9—12 Uhr bin ich Dein, so lange meine Blume blüht, und Du weißt, sie blüht lange. Um Mitternacht mußt Du mich wieder in die Blüthe setzen, aber so lange gehöre ich Dir!”

Die junge Frau nahm zaghaft, wie im Traum befangen, den kleinen Elfen in ihre Hand, er zitterte, sie holte ein Stückchen Watte und hüllte ihn darin ein: „Ei, wie wohl das thut“, sagte er, „aber Du mußt mir auch Hemdchen und Jäckchen geben, ich möchte ganz wie ein kleines Menschenkind behandelt sein!“

„Dann“, sagte sie, „mußt Du erst ins Steckfissen, wirst gebunden und gewickelt, wird Dir das gefallen? Nach einer Woche bekommst Du lange Kleidchen und dann kurze. Drei Wochen blüht die Amaryllis und wir rechnen jede Woche als ein Jahr.“

„Herrlich, herrlich,“, rief der kleine Elf, „ich lasse mir Alles gefallen, hole nur und nähe es zurecht!“

Und sie ging und suchte ein Stückchen weiches Leinen und Spitzen und Bändchen, und brachte bald die erste regelrechte Umhüllung eines Säuglings zu Stande. Aber es war spät geworden! Kaum konnte sie das fertige anprobieren und der kleine Elf behauptete, es drücke und reibe ihn überall, sie müsse noch ändern. Mit dem Schlage Zwölf trug sie ihn in den Kelch der Blume und kaum war er darin, so entschwand er ihren Augen. — Fast glaubte sie geträumt zu haben, aber da lag noch auf dem Tisch die Nätherei. — Wie war sie begierig zu wissen, ob der morgende Abend ihr wohl den kleinen Elfen wiederbringen würde.

Als sie am andern Morgen gedankenvoll beim Frühstück saß, sagte ihr Mann: „Melitta, das war recht, daß Du gestern Abend zu Hause bliebst. Du hast mir zum erstenmal den Beweis gegeben, daß Dir meine Wünsche nicht gleichgültig sind“.

„Du irrst Dich“, sagte sie kalt, „ich war so thöricht gewesen, mich gestern über Dich zu ärgern und hatte Kopfschmerzen bekommen“.

„Wie wir Beide thöricht sind“, sagte er, „immer noch zu glauben, daß wir Etwas thun und unterlassen dem Andern zu Gefallen“.

„Wer so offen, wie Du gestern, die Gleichgültigkeit meiner Person bekannst“, — —

„Nicht Deiner Person, Melitta, nur Deiner Schönheit! Ist es ein so großes Verbrechen Dich nicht schön zu finden! Ich sehe fast nur mißgelaunte Züge, verächtliches Mundzucken, unmöglich kann ich Dich schön finden“.

Der Diener kam und unterbrach das peinliche Zwiegespräch durch die Meldung des Grafen Halden.

„So früh!“ rief Melitta, „doch gewiß — der Graf ist willkommen“. Sie begab sich in den Salon und begrüßte den Eintretenden.

„Gnädige Frau“, rief Graf Halden, „welche schmerzliche Enttäuschung haben Sie uns gestern durch Ihr Nichterscheinen in der Elden'schen Soirée bereitet! Sie können sich denken, wie ungeduldig ich bin, den Grund zu erfahren“ — —

„Ich hatte Kopfschmerzen“ unterbrach ihn die junge Frau, „auch heute fühle ich mich abgesspannt und glaube, meine Nerven bedürfen eine Zeitlang der Ruhe.“

„Schöne Frauen dürfen ihre Saunen haben“, sagte mit einem feinen Lächeln Graf Halden, „auch wenn wir armen Sterblichen darunter leiden. Aber wie lange sollen wir unsern Stern entbehren, wann leuchtet er uns wieder in erneuter Pracht und Schönheit?“

„Ich weiß nicht“, sagte zerstreut die junge Frau und reichte dem Grafen zum Abschied die Hand, welche er an seine Lippen zog. — Sie dachte an den Abend und ob der kleine Elf wieder erscheinen würde!

Sie kehrte in das anstoßende Gemach, worin ihr Gemahl noch weilte, zurück und fragte: „Was hast Du heute Abend vor?“

„Nun, heute will ich ausgehen“, sagte er.

„Vortrefflich“, dachte sie. — Sie beschloß Einkäufe zu machen und vor allen Dingen Gegenstände für ihr Elfchen zu kaufen.

Am Abend um neun Uhr (sie hatte Befehl gegeben, ungestört zu bleiben) lag richtig das Elfchen in der Amaryllis. Sie freute sich und liebte es, und wickelte es in das gestern gefertigte Steckfissen, — sie legte es in ein heute gekauftes Bettchen und begann Bettzeug und seidene Vorhänge zu nähen.

„Wie gut haben es bei Euch die kleinen Menschenkinder“, sagte das Elfchen. „Sorgt so jede Mutter für ihr Kleines?“

„Noch besser“, antwortete die junge Frau. „Der kleine Weltbürger wird schon mit Allem, was er braucht, voll Freude empfangen, — — ja voll Freude“, wiederholte sie gedankenvoll.

Wie bald war Mitternacht da. Es war doch eigent-

lich nur eine kurze Zeit, wo sie sich des kleinen Elfschens erfreuen durfte und sie konnte so wenig fertig bringen. Eben hatte sie den kleinen Elf in die Blume gelegt, die Sachen verschlossen, als ihr Mann eintrat.

„Es ist so langweilig in den Gesellschaften, ich hielt es nicht lange aus“, sagte er. „Wir haben doch eigentlich eine so hübsche Häuslichkeit, unser Salon ist so wohnlich durch Deine schönen Blumen, ach — da blüht ja eine Amaryllis!“

Ängstlich verfolgte Melitta die Schritte ihres Mannes. Wenn er den kleinen Elfen erblickte, und ihr süßes Geheimniß entdeckte! Ach, es war so schön, so ganz heimlich die stille Freude zu genießen und doch — — fast wünschte sie mit ihrem Manne gemeinsam sich über das kleine Wesen zu freuen!

Doch es war nichts in dem Kelch der Blume zu erblicken. Sie war zu ihm getreten und beide Ehegatten standen vor der rothen Blume.

„Nicht wahr“, sagte sie, „solch eine Blume ist doch schöner wie der leuchtendste Edelstein! Sieh nur die eigenartig sammtnen Blätter! Wenn man mir als Kind von den Wundern Gottes erzählte, so konnte ich am Besten sie verstehen, wenn ich eine Blume nahm. — Doch wüßte ich noch etwas Anderes, was schöner und wunderbarer ist“, setzte sie mit leiser Stimme hinzu.

„Wahrscheinlich Du selbst“, sagte er spöttisch.

Der weiche Ton ihrer Stimme war verschwunden, als sie erwiderte: „Diesmal nicht — doch es ist spät, gute Nacht“.

Mehrere Wochen waren vergangen. Graf Halden war öfters erschienen, um Verabredungen wegen geselliger

Freuden zu treffen, aber Melitta wußte Vorwände genug zu finden, um nicht darauf einzugehen. Sie wollte nicht einen Abend mit ihrem Elfschen verlieren, ja, sie setzte die Freunde in Erstaunen, indem sie selbst in ihrem Hause keine Gäste empfing und nervöse Kopfschmerzen vorschützte, welche sich immer Abends einstellten.

Am Tage kamen mannigfache Besuche, welche sich nach dem Befinden der jungen Frau erkundigten, aber man traf sie selten zu Hause. Das regelmäßige Spazierengehen sei das Einzige, was ihr wohl thue, sagte sie zur Entschuldigung und war froh, den Visiten aus dem Wege gezangen zu sein.

Gar mancherlei hatte sie auch zu thun für ihr Elfschen! Wie freute sie sich, wenn sie es Abends mit niedlichen Dingen überraschen konnte und welche glücklichen Stunden verlebte sie mit ihm.

Eines Tages erhielt ihr Mann einen Brief, der sein Wesen sichtlich veränderte. Er sah sorgenvoll aus, sah sie einige Male an, als wenn er ihr etwas sagen wollte, unterließ es aber, seufzte, und ging auf sein Zimmer. Melitta blieb gedankenvoll zurück, was mochte es sein, das ihn so beschäftigte? Doch fragen, nein, das wollte sie nicht.

Die Tage und Wochen vergingen. Das kleine Elfschen hatte lange Kleidchen getragen, und kurze, es hatte eine ganze Zimmereinrichtung bekommen, alle erdenklichen Niedlichkeiten, die es nur gab, und nun war der letzte Abend nahe. Die Blüthe hatte bereits von ihrem Schmelz eingebüßt, und die Blätter hingen matt herab. Traurig und trauriger wurde es Melitta ums Herz, sie ging unruhig und blaß umher, und war fast theilnahmslos,

als ihr Mann ihr mittheilte, er müsse auf einige Tage verreisen.

„Ich habe einen Brief erhalten, der mich dazu veranlaßt“, sagte er, „vielleicht komme ich auch schon morgen Abend um Mitternacht zurück“.

„Morgen Abend — das war ja der letzte Abend, wo sie ihr Elfchen hatte, sie stand auf und sah trübe auf die dem Welken nahe Blume.“

„Wie schade“, rief Alfred, „die Amaryllis ist abgeblüht!“

„Möchte sie ewig blühen“, murmelte Melitta leise.

Alfred war abgereist. — Der Abend war da, wo er wiederkehren und wo sie von ihrem Elfchen für immer Abschied nehmen sollte. „Denn zum zweiten Mal wird mir der Blumenengel nicht gestatten Dein zu sein“, hatte es gesagt. „Hab' Dank für Deine Liebe, Deine Pflege und vergiß mich nicht!“

„Nie, niemals“, sagte Melitta unter heißen Thränen. „Ich war noch nie so glücklich, wie in diesen drei Wochen. Bisher hatte man mir Alles gegeben, Alles gewährt, und ich nahm es hin, als müßte es so sein. Nun weiß ich, wie süß es ist zu geben, zu sorgen, zu lieben, und werde erleben, was es heißt hinzugeben, was man liebt!“

Und der Zeiger der Uhr rückte vor, es schlug elf, es schlug zwölf und es schien Melitta, als würde das Elfchen immer matter und matter: „Leb wohl, leb wohl!“ hauchte sie und trug es in die Blüthe, die neigte schwer den Blumenkelch, die Blätter fielen zur Erde und das Elfchen war verschwunden.

Da barg Melitta in die weichen Kissen des Divans

ihr Haupt und weinte bitterlich. Sie hörte kaum, wie die Hausglocke tönte, wie die Diener hin und her liefen, wie fremde Stimmen erschallten, und als sie aufschaute, stand ihr Mann in Reisekleidern vor ihr.

„Du weinst, Melitta?“ fragte er erstaunt.

„Ach Alfred, ich dachte — wenn wir ein Kind hätten!“

„Melitta, ist das Dein Ernst?“

„Ach es wäre Vieles, Vieles besser, wenn ein kleines hilfsbedürftiges Wesen um uns wäre!“

Alfred ging ins Vorzimmer und kam mit einem kleinen weißen Bündel zurück, welches er Melitta in die Arme legte.

„Ich erlebe ein zweites Wunder“, flüsterte Melitta, „sage, erkläre mir, Alfred, wie kommt dies kleine Wesen zu uns?“

Und nun erzählte Alfred, wie er vor einer Woche einen Brief erhalten habe von der Frau seines jüngstverstorbenen Jugendfreundes, welche der Gram um den Tod ihres Gatten verzehrte, und die ihm ihr kleines Mädchen ans Herz lege, damit es nach ihrem Tode nicht verlassen sei. Er habe nicht gewagt, Melitta den Vorschlag zu machen, es selbst zu erziehen, habe es aber heute Abend mit hergebracht, bevor er weitere Entschlüsse gefaßt. Der sterbenden Mutter habe er gelobt über ihr Kind zu wachen, wie über sein eigenes.

„Doch nun, Melitta“, schloß er seinen Bericht, „gebe ich der Hoffnung Raum, daß Du ihm selber eine gute, liebevolle, pflichtgetreue Mutter sein willst“.

Währendem hielt Melitta das kleine Wesen im Arm und drückte es liebevoll an's Herz. Es erwachte aus

seinem Schlaf, und sah erstaunt mit den blanken Äuglein um sich.

„O Alfred“, sagte sie, indem sie glücklich auf das kleine Wesen niederschaute, „Du sollst zufrieden mit mir sein! Wenn Du wüßtest, was ich diese Wochen durchlebt! Mir ist, als läge mein Leben gleich einem Schatten hinter mir, und es finge jetzt ein neues an, ein reicheres, ein schöneres! Komm, wir wollen unser Kleines jetzt zur Ruhe bringen, und es soll nichts vermissen, was Mutterliebe geben kann!“

Bald ruhte das kleine Wesen in weichen Kissen auf provisorischem Lager neben dem Schlafgemach der Gatten. Und als sie sich hinabbeugte und mit feuchtem liebenden Blick einen Kuß auf das Köpfchen des Kindes hauchte, da flüsterte Alfred, indem er den Arm um die junge Frau schlang: „Melitta, ich sagte einmal, Du bist nicht schön, — ja Du bist schön!“



Die Wasserlilie.

Ss waren wüste Gefellen, die da in dem kleinen unsaubereren Hause in der Wirthsstube saßen, und dem Branntwein zusprachen! — Wilde Leidenschaften hatten ihre Züge in die rothen Gesichter eingegraben und die Stimmen klangen heiser und roh, als sie ihre frivolen Scherze untereinander austauschten, oder zuweilen in heftigem Zorn auf einander einschrieten.

In der Ecke des Zimmers hockte ein Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, — ängstlich schweiften ihre großen dunkelblauen Augen im Raume umher, und wachsbleich war das schwächliche Antlitz und zuckte angstvoll, als eine starcknochige Frauensperson in die Thür trat, und suchend umhersah.

„Dacht' ich's doch“, schrie sie, „da sitzt das unnütze Ding! Ist mir wieder nach Hause gekommen ohne einen Heller, und die Gäste bedienen will sie auch nicht! Komm heraus aus Deinem Winkel, Du unnützes Geschöpf!“

Das Mädchen hob flehend die Hände empor und sagte mit flüsternder Stimme: „Ich kann nicht betteln, laß mich arbeiten, Mutter, nur nicht die Gäste bedienen, sie haschen nach mir, und greifen mich, o das ist schrecklich!“

Das Weib stieß ein kurzes Gelächter aus. Die Männer am Tisch, obgleich an derartige Scenen gewöhnt, wandten ihre von Brantwein erhitzten Gesichter den Beiden zu, und die Frau erging sich nun in bitteren Klagen, wie sie mit der Dirne nichts anzufangen vermöchte, wie sie ihr in Allem widerstrebte und wie sie nur ein unnützer Broteffer sei.

„Wartet noch ein Jährchen“, rief einer der Männer mit rohem Lachen, „füttert sie etwas heraus, damit sich die Backen roth färben, und sie wird kein unnützer Broteffer mehr sein!“

Lautes Lachen belohnte den rohen Sprecher; als die Männer aber aufstanden und die Mutter das Mädchen am Arm ergriff, riß sich dasselbe blitzschnell los und eilte durch die angelehnte Thür ins Freie.

Unaufhaltsam lief sie vorwärts, obgleich Niemand ihr folgte. Athemlos stand sie endlich still, und sah, daß sie am Ende des Dorfes im Walde angelangt war. Erschöpft sank sie in das weiche Moos und brach in heftiges Weinen aus.

„Wo ist für mich Ruhe“, sagte sie. „O wäre ich kein Mensch, wäre ich ein Thier des Waldes und könnte in Frieden mich meines Daseins freuen!“

Sie hörte auf zu weinen, es war ganz still um sie her. Es knisterte, ein junges Reh sprang aus dem grünen Unterholz hervor, und sah sie neugierig an, in demselben Augenblick ertönte ein Schuß, das Reh brach zusammen, und mit einem leisen Aufschrei flog das junge Mädchen empor und eilte weiter und weiter.

Als sie wieder stillstand, war sie an eine Lichtung

gekommen, ein Vogel schwang sich empor und sang sein Abendlied.

„Ach, wer wie Du frei in den Lüften umherschweben kann, unverfolgt, unberührt von den schrecklichen Menschen!“ dachte sie.

Da sah sie einen großen dunklen Punkt über sich, ein Habicht zog seine Kreise enger und enger und da — da stieß er auf den kleinen Vogel, der noch soeben so fröhlich sein Lied gesungen und seine kleine Kehle stieß nun den letzten Ton aus, der mit seinem Klang des Mädchens Herz erbeben machte.

„Auch das Thier kann sich nicht seines Lebens freuen“, sagte sie, und ihre Thränen flossen wieder, und ihr Fuß eilte vorwärts. „Auch das Thier lebt in Todesangst und Furcht vor Gefahr, aber es ist doch nur der Tod, der es ereilt! Ich aber bin abgehetzt und gequält worden, so lange ich denken kann, weil ich das Schlechte, was ich gesehen, nicht lernen und ausüben will!“

Sie stand jetzt vor einem großen dunklen Weiher. Die Sonne war untergegangen, Dämmerung lagerte über der Landschaft und die kleinen Wellen schlugen melodisch an das Ufer. — „Ja der Tod“, rief sie, „ist für mich das Beste, wohin soll ich gehen! Zu Hause kann ich nicht mehr bleiben, Niemanden habe ich, der sich meiner erbarmt. Gott sei meiner unsterblichen Seele gnädig und verzeihe mir!“

Und mit diesen Worten stürzte sie sich in die kalte Fluth. — Aber der Wassergeist hatte Erbarmen und überlieferte sie nicht dem bleichen Engel Tod, der bereits ihrer wartete.

„Überlaß sie mir“, sagte er, „sie hat nur des Lebens

Qual und nicht seine Freude gekannt, erst wenn sie des Lebens Glück genossen, rufe sie ab“.

Und er berührte sie, als sie im dunklen, sumpfigen Grunde lag. Da verschwand ihr menschlicher Körper und auf langem grünen Stengel wuchs bis zur Oberfläche des Wassers eine eigenthümliche Blume empor. Schneeweiß waren die Blätter, goldig strahlend ihr Kelch und in selig süßer Ruhe wiegte sie sich auf dem Wasser und sah über sich den blauen Nachthimmel, den Mond und die leuchtenden Sterne.

„Dem Schlamm entsprossen, strebst Du rein zum Lichte“, sagte der Wassergeist und sah wohlgefällig auf sie nieder. „Lebe nun ein Blumenleben und ruhe aus von Leid und Schmerz!“

„O wunderbares Sein“, flüsterte die Blume, „laß das Schilf um mich wachsen, damit kein menschliches Auge mich sieht, und laß mich den süßen Frieden genießen, der mich umgiebt“.

Und das Schilf wuchs um sie herum, und die Wellen wiegten sie schmeichelnd, und als der erste Sonnenstrahl durch die Morgenröthe brach, da küßte er die weiße Blume und ihr goldener Kelch strahlte noch leuchtender.

So waren Wochen vergangen. Träumend schloß sich Abends der Kelch der weißen Blume und öffnete sich Morgens, um die Wonnen der Natur zu genießen. Da wurde eines Tages das Wasser bewegt durch einen Kahn. In demselben saß ein schöner Jüngling und ihm zur Seite ein älterer Mann.

Dicht an das Schilf trieben sie den Kahn und die Wasserlilie hörte jedes Wort, was sie sprachen.

„Mein Prinz“, sagte der Ältere der Beiden, „es ist endlich Zeit, daß Ihr Euren Gram bezwingt und an die Pflichten denkt, die Euch auferlegt sind. — Wir ziehen nun schon eine geraume Weile in der Welt umher und anstatt Euch nach dem Willen Eures königlichen Vaters eine Gemahlin zu wählen, verbringet Ihr, mein Prinz, die Zeit in einsamen Wäldern, stillen Seen und hängt Euren trüben Gedanken nach“.

„Ach, daß ich Eure Wünsche erfüllen könnte! Nur ein Jahr wird mir Zeit gelassen, meine heißgeliebte Mutter zu betrauern und ich soll die Empfindungen von mir streifen wie ein Kleid und den Freuden des Lebens mich zuwenden“, sagte der Prinz.

„Die Schwermuth, mein Prinz, macht Euch untauglich zum Handeln. Es ist der erste große Schmerz, der in Euer Leben getreten und es ist Eure Aufgabe, ihn männlich zu überwinden. Wir haben bereits eine Menge schöner blühender Jungfrauen gesehen, die werth waren, Euren Thron zu zieren, doch Ihr forschtet eigensinnig nach den Zügen Eurer Mutter und Keine genügte Euch“.

„Ich suchte weniger nach den Gesichtszügen meiner Mutter, als nach der Ähnlichkeit Ihres stillen sanften Wesens, — ach, ich fand soviel Eitelkeit und Weltlust, und Hochmuth und Kälte in den von Euch bezeichneten schönen Jungfrauen, daß mein Herz sich abwenden mußte“.

„Ihr seid ein Idealist, mein Prinz, sagte der Andere mit spöttischem Lächeln, „muß es denn durchaus die Liebe sein, wie Ihr sie träumt. — Glaubt mir, man wird auch froh und glücklich ohne jene Liebe und gewöhnt sich für dies Erdenleben an einander“.

Aber der Prinz machte eine abwehrende Bewegung und ergriff das Ruder, um dem Ufer zuzutreiben. Bald waren sie weit entfernt von der Stelle, wo die Wasserlilie stand.

O wieviel gab es zu denken über das, was sie gehört! Eine Mutter zu haben, nach der man sich sehnte, ach, es mußte doch schön sein, auch wenn sie gestorben! Wenn sie an ihre Mutter dachte, so war es nur der eine Gedanke, sie nie wiederzusehen. Und der Prinz — ein tiefes Mitleid erfüllte sie — wie war er jung und schön, ach wenn es in ihrer Macht stände, ihn glücklich zu machen!

Am Abend des anderen Tages ruderte der Prinz allein auf dem See und legte seinen Nachen dicht an das Schilf. — „Verbergt mich, ihr hohen Halme“, sagte er, „daß meine Begleiter mich nicht sehen und über mich lächeln. — Ach, wenn ich die Eine fände, die in meinen Träumen lebt, unschuldig und rein, Liebe gebend ohne Berechnung, ich würde den Schmerz um die todte Mutter überwinden und glücklich sein können“.

Als der Prinz sich wieder entfernt hatte, der Abend herniedergesunken war und der Wassergeist Alles, was in und an seinem See lebte, schwebend begrüßte, da sagte die Wasserlilie:

„Ich bitte Dich, lieber Wassergeist, nimm das Schilf, welches um mich wächst, fort, damit mich der traurige Prinz erblickt. Der Abendwind und die Wellen sagen mir, daß ich eine schöne Blume bin, vielleicht mache ich ihn froh, wenn auch nur ein Weilchen, und ich möchte ihn so gerne glücklich sehen!“

„Aber wenn Du ihm gefällst und er greift nach Dir

Ex bibl. univ. Tart.

und reißt Dich los vom Wasserboden, so vergehst Du in wenig Stunden! — Und Du bist so glücklich in meinem See und genießest täglich mit Wonne Licht und Sonnenschein. Du kannst hier lange leben, im Winter lasse ich Dich schlafen und im Frühling erwecke ich Dich wieder und die Freuden fangen von Neuem an“.

Aber die Wasserlilie bewegte verneinend die weißen Blätter!

„Wohl ist es hier schön, und Glück und Frieden habe ich genossen, aber es ist schön zu sterben, wenn man einen guten Menschen beglücken kann. Und ich hatte bis dahin nie gute Menschen gesehen, so bin ich wieder froh, daß ich mein armes Leben um solch ein Glück eintauschen kann!“

Da winkte der Wassergeist und das Schilf that sich auseinander, die Wasserlilie stand frei da in den schaukelnden Wellen. Nun begann ihre heimliche Sorge, ob der Prinz auch wiederkommen würde. Die Nacht verging, der Morgen kam, Mittag und Nachmittag waren vorüber und kein Fahrzeug ließ sich blicken. Da, am Abend, erklangen die Ruderschläge des Prinzen!

„Noch einmal muß ich Deine stille Schönheit bewundern, Du schöner See, dunkel wie mein Inneres, ist Dein Wasser“, sagte der Prinz, „und keine Blume blüht in Dir und um Dich herum. — Doch was ist das, ich sehe einen weißen Stern auf dem Wasser!“

Und mit kräftigen Ruderschlägen erreichte er die Stelle, wo die Wasserlilie in ihrer ganzen Schönheit, beleuchtet von den silbernen Strahlen des Mondes, wuchs.

„Welch wunderbare eigenthümliche Blume“, sagte der Prinz, „die muß ich zum Andenken an diesen See mit-

nehmen!“ Und er haschte nach ihr und wollte den Stengel brechen, aber der widerstand, und als er mit größerer Kraftanstrengung einen erneuten Versuch machte, schlug das Fahrzeug um und der Prinz versank in die Tiefe.

Doch nach wenig Augenblicken war er oben, in der einen Hand die gebrochene Wasserlilie, ruderte er schwimmend ans Ufer und als er dasselbe erreicht, sah er zu seinem Erstaunen, daß er nicht eine Blume, sondern ein zartes Menschenkind getragen, mit langem weißen Kleide und goldenem Krönchen im Haar.

„Wer bist Du, holdes Wesen?“ fragte der Prinz. „Hab ich denn geträumt, war es keine Blume, die ich sah, war es ein Zipfel Deines weißen Kleides, den ich erhaschte? Aber gleichviel, ich habe Dich den Wellen entrisßen und Du mußt mein sein. — Oder willst Du nicht — so sprich, Du wunderbares Wesen!“

Und das Mädchen antwortete: „Frage mich nicht, ich bin mir selbst ein Räthsel! Ich weiß nur, daß ich Dein traurig Herz froh machen wollte, daß ich mit Dir um Deine Mutter weinen und mit Dir mich freuen wollte über die Schönheit der Natur, und daß ich Niemanden auf der ganzen Welt habe, nicht Vater nicht Mutter, nur den Wassergeist“.

„Und mich“, — rief der Prinz liebevoll und sank vor der schlanken Jungfrau nieder. „O ich fühle, Du liebst mich, wie ich es in meinen Träumen ersehnt. — Ein holdes Wunder ist geschehen, ich frage und grüble nicht, ich weiß nur das Eine, wir werden zwei glückliche Menschen sein!“



Der Garten des Paradieses.

Ihr kennt Alle die alte Geschichte von Adam und Eva, wie sie nach dem Sündenfall aus dem Paradiese vertrieben wurden, und ein Engel mit feurigem Schwert den Eingang hütete. Das ist auch Alles wahr, aber was weiter geschah, wißt Ihr vielleicht noch nicht, und ich möchte es Euch erzählen!

Der liebe Gott in seiner milden Güte hatte nach einer geraumen Weile seinem sündigen Menschenpaar und der folgenden Generation so sehr verziehen, daß er seinem Cherub sogar anbefahl, wenn eines seiner Menschenkinder Verlangen hätte, wieder in dem Garten des Paradieses zu lustwandeln, ihnen den Eingang zu gestatten. Aber das Merkwürdige war, daß von dieser Freiheit die wenigsten Menschen einen Gebrauch machten, sie hatten sich in Schweiß und Arbeit eine Welt und ein Leben geschaffen, welches sie stark in Anspruch nahm, und sie kamen nur selten auf den Gedanken, in Paradieseswonnen zu schwelgen. Dennoch aber weiß ein großer Theil der Menschheit, was es heißt, wenn sich die Pforten des Paradieses ihm aufthun und Einer oder der Andere, der dieses liest, nicht wohl stillschweigend mit dem Kopf und erinnert sich an eine

Zeit, wo er allein oder mit einem jungen geliebten Menschenkind in den Wundergarten eintrat, er wird mir zugeben, daß die Blumen dort anders und schöner blühen, die Vögel wunderbarer und lieblicher fangen, die Lüfte leiser kosen und der Himmel ein schöneres Blau zeigte, als außerhalb der Pforten.

Ja, und vielleicht ist es ihm auch begegnet, daß er Gott sprechen hörte, wie einst Adam und Eva ihn hörten. Vielleicht erklang der Ruf an sein Ohr: „Wo bist Du?“ und er sank, von heiligen Schauern überwältigt, auf die Kniee und hat geantwortet: „Hier bin ich, Herr! Wie schön ist Deine Welt und wie glücklich bin ich!“

Manche giebt es, die erinnern sich des Besuches im Paradiesgarten noch deutlich, tief und unauslöschlich hat sich ihnen die Stunde eingeprägt und das Alltagsleben in der weiten Welt hat nicht vermocht, ihnen die Erinnerung daran zu rauben. — Der Großvater wird der Großmutter verständnißvoll zunicken und wird sagen: „Weißt Du noch, Alte! und die Alte wird antworten: „Als ob ich es je vergessen könnte, Alter!“

Manche aber giebt es, die haben die Erinnerung daran verloren und wenn sie von dem einstmaligen blühenden Genossen oder der Genossin leise, zaghaft daran erinnert werden, sagen sie: es war ja nur eine Täuschung, damals war ich thöricht, doch nun bin ich weise! — Ob nicht doch in ihrer Brust eine leise Stimme flüstert: O wie selig war ich, wie nie später in meinem Leben!

Aber nicht nur Jungfrau und Jüngling in der Wonne ihrer ersten reinen Liebe öffnet der Cherub den Paradiesgarten, junge glückliche Mütter, Künstler und

Dichter besonders kennen seine Wonnen, und zuweilen hüpfen auch einzelne Kindergestalten jubelnd und jauchzend darin herum. Einen Eingang hat der Garten nur, aber viele Ausgänge und daher kommt es, daß die Menschen sobald daraus herausfinden, und zuweilen kaum zum Bewußtsein gekommen sind, daß sie darin gewesen. Eine unendliche Sehnsucht überfällt sie dann und sie möchten noch einmal darin weilen und noch besser genießen, als sie es gethan. Sie haben nicht immer die Stimme Gottes gehört, die sie dort gerufen, und sie tragen das heiße Verlangen in sich, zu antworten und zu sagen: Hier bin ich, Herr! Aber selten mehr als einmal im Leben ist es einem Menschenkinde vergönnt, in jenen Garten zu gelangen, und wer damals die Stimme Gottes überhört hat, der wird sie wohl später hören, denn wie sollte Gott sich nicht finden lassen, wenn ein Menschenkind ihn ruft, aber es geschieht dann zu einer Zeit, wo es finster und trübe um ihn ist, und die Wellen der Trübsal hoch über ihn gehen, daß er ruft: Herr hilf, denn ich ertrinke!

Ja, ich könnte Euch noch mehr erzählen von dem Garten des Paradieses, denn ich selbst bin darin gewesen und habe wunderfame Dinge geschaut, unvergänglich, unvergänglich, aber man kann sie eigentlich nur dem verständlich machen, der auch darin gewesen ist, und da ich nicht weiß, ob dies bei Jedem, der dieses liest, der Fall gewesen ist, schweige ich lieber und begnüge mich, nur zu sagen, es giebt ein Paradies und Paradiesesfreuden auf Erden und wohl dem Menschenkinde, dem sich dieser Himmel erschlossen oder die Pforten des Paradieses aufgethan haben!



Näh-Christianen.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Ich sehe sie noch vor mir, die kleine verwachsene Näh-Christiane, wie sie allwöchentlich im Hause meiner Schwester einen Tag lang sämtliche Kleidungsstücke ausbesserte und theilweise neu anfertigte. — Unter ihren fleißigen Händen verminderte sich der Inhalt des Flickforbes und die drei Bübchen des Hauses gingen bis zu einem bestimmten Alter in den Höschen und Kittelchen, die Christiane genäht. — Wer dies freundliche liebenswürdige Gesicht sah, die sanfte ruhige Sprache der kleinen Nähterin hörte, glaubte nicht, daß ihr ein tragisches Geschick bescheert sein sollte.

Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, braver Handwerksleute, gewesen. In ihrer Kindheit hatte sie einen bösen Fall gethan, der die Verkrümmung des Rückgrats zur Folge hatte! Früh hatte sie sich gewöhnt, zu verzichten und zu entsagen manchen Freuden, die andere gesunde Kinder genossen! Wenn am Abend eine fröhliche Kinderschaar auf den Gassen und auf dem Marktplatze der kleinen Stadt, in dem diese Erzählung spielt, sich tummelte und sie aus der Hausthür trat, um sich zu ihnen zu gesellen, ertönte der Ruf: Da kommt das Puckel-Christinchen! Geh

du fort, du kannst ja doch nicht laufen, hast an deinem Puckel genug zu tragen. Dergleichen lieblose Redensarten schüchtern die Kleine bald ein und sie beschränkte sich darauf, still und unbeachtet dem lebhaften Treiben nur zuzuschauen. — Der Mutter ging sie in Haus- und Näharbeiten fleißig zur Hand, und als sie eingeseget worden war, ließen die Eltern sie bei einer firmen Schneiderin das Nähen und Zuschneiden erlernen. — Sie war so froh, als das Lehrjahr vorüber, und sie eine selbständige Kundschaft sich erworben hatte! Fröhlich und stolz brachte sie der Mutter den verdienten Tageslohn, und hörte von den Eltern manch lobendes Wort. So war Christianchen achtzehn Jahre alt geworden, als rasch hintereinander ihr Vater und ihre Mutter starben. Mit dem bescheidenen Hausrath bezog sie nun ein freundliches Stübchen, und fand am Sonntag (den einzigen Tag, den sie für sich zur Verfügung hatte) ein besonderes Vergnügen daran, ihr kleines Zimmerchen zu schmücken und zu säubern. Weiße Gardinen hingen am Fenster, blühende Rosen und Myrthen standen davor! Auf der Commode lag die Bibel und rund herum kleine Andenken und Nippes! Die etwas verblaßten Photographien ihrer Eltern, und schön eingerahmt ihr Confirmationschein, hingen an der Wand. Der Sonntag verging so schnell! Mit dem Gefühl von Befriedigung, ein eigenes Heim zu besitzen, gute Herrschaften zu haben, welche sie schätzten und liebten, keine materiellen Sorgen zu kennen, legte sich Christiane in ihr blüthenweißes Bett und schlummerte friedlich, bis der Morgen sie zur Arbeit weckte.

Es war in dem kleinen Universitätsstädtchen Sitte, daß sechs Familien die Thätigkeit Christianchens wöchentlich

in Anspruch nahmen. Am Montag nähte sie bei Professor Walter, am Dienstag bei der Familie Braunfeld und so weiter. So war sie durch jahrelanges Zusammenleben mit den Interessen des Hauses verbunden und bald die Vertraute der Hausfrau, bald die der Dienstboten. Besonders von letzteren ließ sie sich gern Herzensangelegenheiten erzählen, denn dies Gebiet kannte sie nur von Hörensagen. Wer hätte der kleinen Buckligen auch anders einen Blick geschenkt, als den des Mitleidens!

Wieder war eine Reihe von Jahren vergangen! Da wurde in der Küche der Herrschaft, bei welcher Christianchen des Mittwochs nähte, ein Plan ausgeheckt, der der Köchin und dem Stubenmädchen viel Spaß verhiess. — Ein junger hübscher Fleischergehilfe, halb verlobt mit dem Stubenmädchen, wurde willig gemacht, auch eine Rolle darin zu übernehmen. — Als Christiane einmal in die Küche trat, um sich ein heißes Bügeleisen zu holen, sagte die Köchin zu ihr: Wie Schade, daß Sie nicht ein wenig eher kamen, der Metzger-Georg war hier und fragte nach Ihnen, er sagte, er hätte Sie so lange nicht gesehen!

Verwirrt und erröthend machte sich Christiane mit dem Eisen zu schaffen, und murmelte: was für Unfinn schwätzen Sie da. Als sie aber gegangen war, platzten beide Mädchen in Lachen aus, und riefen sich zu: sie glaubt es, sie glaubt es! das wird ein Spaß werden!

Von nun an gingen Redensarten hin und her, die das arme Christianchen wirklich verwirrten. — Sie suchte es einzurichten, daß sie zu der Stunde, wo der Metzger-Georg ins Haus trat, in der Küche ihm begegnete: Dann sagte der junge Mensch wohl dann und wann, während

die Mädchen sich abwandten, um ihr Lachen zu verbergen: Mein Fräulein Christiane, was Sie aber für hübsches Haar haben! Und was für feine weiße Hände und dergleichen mehr.

Als Christianchen an dem Abend in ihr stilles Stübchen trat, stand sie lange am Fenster, und sah gedankenvoll vor sich hin! Leise strich ihre Hand über die Myrthe und ihre Lippen flüsterten: Sollte es wirklich möglich sein! Findet er Gefallen an mir und sollte der gütige Gott mir ein Liebesglück bescheeren wollen! Ist mein Haar hübsch und sind meine Hände fein und weiß? Sie sah sich in dem kleinen Spiegel. Natürlich sah sie darin nur ihr Gesicht und nicht ihre ganze Gestalt, und ihr Haar war hübsch und voll und ihre Hände fein und weiß. Auch hatte sie angenehme freundliche Züge und war nicht häßlich.

Sie suchte ihr Lager auf, lag aber lange schlaflos! Liebliche Bilder zogen vor ihren Augen, dazwischen aber fuhr sie unruhig auf, und schluchzte wild und heftig.

Der Frühling kam mit seinem Glanz und Sonnenschein, mit seinem Veilchenduft und dem jungen Grün, mit dem Vogelfang und den lauen Winden.

Christiane ward blaß und träumerisch. Es kam vor, daß ihre Herrschaften zuweilen einen leisen Tadel aussprachen, daß zu wenig am Tage fertig gefördert ward, und daß die Plauderstunden in der Küche zu lang dauerten!

Das Küchenpersonal in Christianens Kundschaft hatte miteinander einen großartigen Ausflug am nächsten Sonntag zu einem benachbarten Vergnügungsort verabredet. Natürlich sollte eine Anzahl junger Leute dabei sein, man wollte tanzen und sich herrlich amüsiren! Christiane erklärte, sich auch theiligen zu wollen. Natürlich, sagten die beiden

betreffenden jungen Mädchen, müssen Sie dabei sein, Christianen, was würde der Georg sagen, wenn Sie fehlten.

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag saß Christianen und stichelte an einem hellen Sommerkleid, welches sie sich zu diesem Fest gekauft hatte. Ein Strohhut mit bunten Blumen lag schon bereit. Zum erstenmal in ihrem Leben machte sie so ein jugendliches Fest mit: Sie war ja noch nicht alt, erst achtundzwanzig Jahr, und so ernst, so ernst war Kindheit und Jugend gewesen. Aber nun begann ein neues Leben für sie: Ob Georg sie wohl morgen auszeichnen würde, ihr den Arm bieten, mit ihr tanzen, wohl gar ihr seine Liebe gestehen, und den Hochzeitstag bestimmen? Zum erstenmal in ihrem Leben putzte sie sich, sonst hatte sie immer ernste anspruchslose Farben getragen.

Zuweilen fielen ihr die müden Augen zu! Hatte sie doch den ganzen Tag schon für ihre Herrschaft genährt und war sie in letzter Zeit so matt und müde geworden: Die schlaflosen Nächte — die aufregenden Gedanken — und Speise und Trank schmeckten ihr nicht mehr. Der Georg war oft so wechselnd in seinem Betragen gegen sie: Einmal war er fortgelaufen, ehe sie in die Küche getreten und sie hatte gehört wie er zum Stubenmädchen sagte: „Nein, ich will nicht mehr!“

War sie zu spröde, zu ablehnend gegen ihn? Glaubte er vielleicht, sie liebe ihn nicht und war er müde um sie zu werben? O auf dem morgenden Spaziergang, da wollte sie ihm schon zeigen wie theuer er ihr sei, da wollte sie sich ein Herz fassen und nicht so scheu ihre Empfindungen verbergen.

Der Morgen kam! Goldig lachte die Sonne, es war im wunderschönen Monat Mai!

Zitternd legte Christiane ihr helles Sommerkleid an und wartete auf den Zug, der an ihrem Fenster vorbeifuhr! Da kamen sie schon, die jungen Bursche und Mädchen, mit Maien geschmückt, in festlichen Kleidern. Der Metzger-Georg gleich voran und an seinem Arm hing Ida, das Stubenmädchen.

Ein Stich ging Christianen durchs Herz, Niemand schaute zu ihr hinauf, Keiner schien an sie zu denken! — Rasch verschloß sie ihr Stübchen und reichte sich dem Zuge an. Ein leises Kichern ging durch die Schaar, als man sie bemerkte. In ihrem hellen Kleide sah man die Deformation ihres Rückens deutlicher denn je, auch war der blumengeschmückte Hut für den kleinen zusammengedrückten Körper zu groß. — Sie beschleunigte ihre Schritte, bis sie an Georgs Seite kam: Er beachtete sie nicht, sondern schien vertieft im Gespräch mit seiner Begleiterin! Endlich fiel sein Blick auf sie und er sagte wohlwollend: Ei sieh da, Fräulein Christiane! Das ist Recht, daß Sie heute auch mitthun!

Wie glücklich machten sie diese Worte! Ach die sehnsüchtige Liebe ist ja so genügsam! Aber wie gern hätte sie seinen stützenden Arm genommen! Der Weg war heiß und steil zu wandeln, die jungen Leute gingen im raschen Schritt und die kleine Christiane war des Gehens ungewohnt. — Bald blieb sie zurück, Keiner kümmerte sich darum! Singend und fröhlich zogen sie ihrem Ziel zu und matt und müde schleppte sich Christiane vorwärts und erreichte um eine Stunde später den verabredeten Vergnügungsplatz.

Dort war die Fröhlichkeit schon in vollem Gange. Bierflaschen waren geleert, Musik ertönte und die Paare drehten sich im Tanze. — Ei, wie wild der Georg seine Tänzerin schwang, sein Gesicht glühte und immer wieder trank er ein Glas Bier nach dem andern. Lange sah Christiane dem wilden Treiben zu mit wehen Gefühlen im Herzen. Endlich glaubte sie dies Nichtbeachtetsein von dem, dem ihre Gedanken seit Monaten gehörten, nicht mehr ertragen zu können: Sie stahl sich an seine Seite und sagte mit zagernder Stimme: Georg wollen Sie nicht einmal versuchen mit mir zu tanzen?

Er hatte schon einen kleinen Rausch, sah sie an und brach in helles Lachen aus. Gehen Sie fort, Sie kleine Buckelmamsell, glauben Sie, daß ich mich lächerlich machen will! Ich hab die Geschichte jetzt satt und will unbehelligt von Ihnen sein, verstehen Sie mich!

Entsetzt starrt Christiane ihn an! Als seine Umgebung ebenfalls in Gelächter ausbrach, floh sie wie ein gehektes Wild davon. Sie lief, als würde sie von Furien verfolgt: Noch brannte die Sonne heiß herab, ihr Hut fiel ihr vom Haupte, sie achtete das nicht. Ihre Kräfte waren schon erschöpft auf dem Hinweg, nun aber verlieh die Raserei ihr Kraft. Ein paarmal stieß sie einen gellenden Schrei aus, dann wieder lachte sie leise vor sich hin. Ihr Kleid hinderte sie am Laufen, sie zerriß das leichte Gewand von oben bis unten. So kam sie im Städtchen an, Gassenbuben liefen hinter ihr her und ein Schutzmann trat auf sie zu. — Nehmen Sie die ganze Gesellschaft gefangen, Schutzmann, schrie sie, Sie haben mich, armes Mädchen, verleumdet, ich bin immer gut und ehrbar gewesen,

ich habe nicht verdient, daß man mich verachtet. Man brachte sie nach Hause! Eine mitleidige Nachbarin entkleidete sie und suchte sie zu beruhigen. Es war umsonst! Der herbeigerufene Arzt constatirte große Entkräftung und hocheerregte Nerven. — Die verschiedenen Herrschaften, bei denen sie genährt, kamen sie besuchen mit tröstenden Worten und gütlichen Jureden. Ihr Geist blieb gestört! Gänzliche Apathie und leidenschaftliches Rasen wechselten ab. — Jetzt weilt sie in der Irrenanstalt Wiesenau, ist im Ganzen eine ruhige Kranke, doch nach Ansicht der Ärzte unheilbar!



Träume.

Die Gesellschaft, die aus nahen Freunden und Verwandten bestand, war fröhlich beisammen. Draußen schlug der Novemberregen an die Scheiben, aber drinnen bei der hellen Lampe, um den runden Tisch, saß man behaglich und warm! Lebhaftige Unterhaltung und heiteres Lachen ertönte im Kreise! Die Damen waren mit Weihnachtsarbeiten eifrig beschäftigt und in der Ecke des Zimmers saß das älteste Töchterlein mit ihrem Verlobten und tauschte süße Geheimnisse aus.

Nachdem mehrere Gesprächsthemas erschöpft worden waren, kam man auf „Träume“ zu sprechen. Die Frage, ob man ihnen einen Werth beimessen dürfte oder nicht, wurde erörtert. Dank unserem aufgeklärten Jahrhundert einigte man sich zum größten Theil darin, daß sie auf sinnliche Wahrnehmungen, flüchtige Eindrücke, Gesundheitsstörungen und dergleichen beruhten und in keiner Weise beachtenswerth seien.

„Mir hat heute Nacht geträumt, Du liebst mich nicht mehr“, flüsterte die junge Braut ihrem Verlobten zu. „Du gingest einer Andern nach und ich war allein und verlassen! O, wie war ich traurig! Beim Erwachen war

mein Kissen naß von Thränen. Es dauerte eine Weile, bis ich mich besonnen hatte, daß es nur ein böser Traum war“.

„Süßes Lieb,“ antwortete er, „wie konntest Du so schlimm von mir träumen! Wer so glücklich ist wie ich, Dich sein zu nennen, der ist für alle Zeit gefeit, der sieht keine Andere als nur die Eine, die Kleine, die Meine!“

Die Stimmen am Tisch wurden lauter. Verschiedene Träume waren erzählt worden, welche nach Aussage des Aberglaubens auf Tod, Hochzeit, Reisen &c. hinwiesen. Da nahm eine alte Freundin des Hauses das Wort. — Tante Adele war die Gründerin vieler segensreichen Wohlfahrtsanstalten des Städtchens, eine Mutter der Armen und Verlassenen und wirkte segensreich mit Wort und That. — Sie hatte ein ruhiges sanftes Temperament, sprach selten, doch wenn sie sich in die Unterhaltung mischte, horchte Jeder gespannt auf!

So entstand auch jetzt eine Stille, als Tante Adele begann. „Gewiß sind jene abergläubischen Deutungen Unsinn, von denen ihr soeben berichtet habt, aber daß unter Umständen Träume von Gott kommen können, oder Gott sich ihrer bedient zur Beeinflussung der Persönlichkeit, die sie träumt, das glaube ich nicht nur, sondern habe es an mir selbst erfahren!“ Alles schwieg und blickte gespannt auf die Sprecherin. Auch das Brautpaar war aufgestanden und hatte sich der alten Dame genähert. „Erzähle, Tante Adele“, bat die Braut und „bitte, erzähle“, erscholl es im Kreise ebenfalls. Ein flüchtiges Roth huschte über die Züge des alten Fräuleins, dann begann sie:

„Ich bin auch einmal jung gewesen und so ungläubig

ihr beiden Brautleute auch auf mich niederschaut, auch verliebt. — Oder vielmehr, ich habe Jemanden einmal so recht aus ganzem Herzen lieb gehabt und mir in stillen Stunden das Glück ausgemalt, an seiner Seite zu sitzen als seine Braut oder als sein Weib, und ich kostete in Gedanken alle die Seligkeit aus, die ein solches Glück mit sich bringt. Wie es kam? Ich kann es euch erzählen, ist es doch so lange her und liegt doch alles aus jener Zeit weit hinter mir! Ich hatte durch mein ernstes Wesen wenig Anziehendes für junge Leute und wußte es wohl, hütete daher mein Herz und sagte mir unablässig vor: Du bist nicht dazu geschaffen, wie deine jungen Freundinnen und Schwestern, Liebe zu erwecken und liebend zu fesseln.

Zuweilen täuschte ich mich darüber hinweg und besuchte auf Zureden meiner mich liebenden Eltern und Geschwister Bälle und Gesellschaften, doch spielte ich stets dort eine untergeordnete Rolle. — Recht öde und leer sah es oft in mir aus! Noch war keine Ahnung von dem, was jetzt mein Beruf ist, in mir aufgegangen. Ich war nichtsweniger als religiös und mein bisschen Religion, welche ich durch die Schule und den Confirmationsunterricht empfangen hatte, genügte mir vollständig, oder besser gesagt, schien mir zu genügen.

So war ich denn auch einmal auf einem Ball und zierte, wie oft, die Wände. Gelangweilt sah ich meiner jüngeren Schwester nach, die von einem Arm zum andern eilte, um sich im lustigen Reigen zu schwingen. Da stand plötzlich ein junger Mann vor mir und bat mich, die Française mit ihm zu tanzen.

Ich kannte ihn flüchtig! Er hatte sich nie um mich

gekümmert, und ich war erstaunt, daß er mich zu diesem Tanz holte, wo so gern die jungen Leute ihre bevorzugteren Tänzerinnen wählten. — Natürlich war ich gern bereit und wir saßen in einer Ecke des Saales, wo wir den Blicken der Anwesenden weniger ausgesetzt waren, als anderswo.

Wovon wir sprachen? Ich weiß es nicht. — Ich weiß nur, daß wir uns lebhaft unterhielten, so lebhaft, daß wir manche Touren versäumten. Ein Schmerzgefühl ergriff mich, als der Tanz zu Ende war und tief prägten sich mir seine Worte ins Herz, als er sagte: Ich hätte nicht geglaubt, mein Fräulein, daß mir im Ballsaal eine so schön verplauderte Stunde, wie die soeben verflossene, hätte werden können.

Ein einfaches Compliment, nicht wahr? Aber für mich, die stets unausgezeichnet, unbeachtet in Gesellschaftsräumen weilte, war es viel. Ob ich berechtigt war oder nicht, — genug — eine tiefe Liebe erfüllte mein Herz und ließ es seinen Liebesfrühling erleben, wie ich es nie gedacht — nie gehnt!

Die alte Dame schwieg ein Weilchen, legte ihren Strickstrumpf in den Schooß und sah vor sich hin. In den alten Augen leuchtete ein Licht, daß das Brautpaar erstaunt einen Blick austauschte, und erregt legte die junge Braut ihre Hand auf die Schulter der Erzählerin und sagte:

„Aber dein Traum, Tante! Wann träumtest Du Deinen Traum?“

„Ihr ungeduldiges Volk“ sagte diese! „Warte nur, ich bin durchaus nicht abgeschweift, denn dies ist nur die

Vorgeschichte. — Ich traf den heimlich Geliebten noch manches mal in Gesellschaften, und er hatte stets ein freundliches Interesse für mich. Wie gern redete ich mir ein, es sei mehr als ein solches. — Bis ich dann eines Tages seine Verlobungsanzeige mit einer meiner Freundinnen erhielt und nun genau wußte, wie thöricht ich gehofft.

Ganz still und heimlich hatte ich meine Liebe gehegt, nicht Eltern und Geschwister und Freundinnen hatten eine Ahnung meiner Empfindungen gehabt. Ganz still und heimlich weinte ich auch in meinem Kämmerlein meinen Schmerz aus. Eine ungeheure Öde war in meiner Brust, nicht an Gott wandte ich mich in meinem tiefen Kummer, sondern malte mir mit erschreckenden Farben mein einsames Leben aus. Zu sterben, zu vergehen, ein unnützes Dasein abzukürzen, das waren ungefähr die verworrenen Gedanken, die mir durch den Kopf gingen. Unter verzweiflungsvollem Schluchzen schlief ich endlich ein.

Da träumte mir, der, den ich liebte, lag todt im Sarge. — Ich stand daneben in ungeheurem Schmerz, mit derselben Öde und Leere in der Brust, wie ich sie im Wachen gehabt hatte! Neben mir aber stand der Prediger, der mich eingesegnet hatte, und sagte mit strenger Stimme „Bete, Aede, bete“.

Ich sah ihn fassungslos an. „Was soll ich beten“ frug ich leise. „Bete das Vaterunser“, sagte er, „bete mit lauter Stimme“.

Und ich that wie er befahl! Unmittelbar darauf erwachte ich. Eine wunderbare Ruhe war in mein Herz gezogen, mein Schmerz in seiner Wucht gebrochen. — Klar stand es vor meiner Seele, nur in Gott konnte ich

Frieden finden, nur im Gebet alle Leiden des Lebens überwinden. Wie ein Lichtstrahl erfüllte mich der Gedanke, mein Leben Gott zu widmen, nicht in stumpfer Trägheit und im Kirchendienst, sondern in werththätiger Liebe zum Nutzen meiner Mitbrüder und -Schwestern.

Ich bin jetzt siebenzig Jahre alt, und schaue dankbaren Herzens auf mein Leben zurück, welches nicht nutzlos verflossen ist. Die wohlthätigen Vereine, die ich ins Leben gerufen, und für die ich wirke, blühen fort und gewähren jetzt und hoffentlich auch nach meinem Tode hunderten von traurigen Existenzen Trost und Unterstützung. Arbeit hatte ich stets, und welch ein Segen wurde mir diese Arbeit. Gott sei dafür gedankt bis zu meinem letzten Athenzug.

Die Erzählerin schwieg, und liebevoll streckten sich ihr alle Hände entgegen! Die junge Braut aber zog die weiße Hand des Fräuleins an ihre Lippen und drückte einen Kuß darauf. Eine nachdenkliche Stimmung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt! — Da lud die Hausfrau mit freundlicher Stimme zur Abendmahlzeit ein, und mit fröhlichem Geplauder verging die Zeit bis zum Gutenachtgruß.



Unvermählt?

In einer der vielen vorstädtischen Schänken Rigas, weit entfernt vom Mittelpunkt der Stadt saß an einem Sonnabend Abend eine Gruppe von Männern aus den niederen Volksschichten beisammen. Bei trübem Lampenlicht, in dickem Tabaksqualm, beschäftigt mit Karten-, Würfel- und Dominospiel, das Glas Schnaps vor sich, so suchte der gemeine Mann Erholung nach des Tages und der Woche Last und Mühe.

Die Unterhaltung, welche, so lange der Alkohol noch nicht seine Wirkung gethan, sich um harmlose Gegenstände drehte, wurde nach und nach lebhafter und artete schließlich in Zank und Streit aus, der nur zu oft mit Faustschlägen und Messerstichen endete, und den einen der Betheiligten gewöhnlich ins Krankenhaus, den anderen auf das Polizeiamt brachte. Trotzdem ein jeder der Besucher genau den Verlauf eines solchen Abends kannte und am andern Tage geistig, körperlich und pecuniär geschädigt daraus hervorging, so war doch die Leidenschaft des Trinkens in ihm so stark, daß es ihn jeden Abend in die wohlbekannte Kneipe wieder hineinzog.

Auch heute hatten sich viele Genossen, die die Neigung

zum Trunk vereinigte, in diesem Local zusammengefunden, und mit lautem Zuruf wurde jeder Neuangekommene begrüßt und ihm an dem bereits stark besetzten Tische Platz gemacht. — „He Bruder, bist Du auch da!“ so ward einem guten Bekannten zugerufen, der soeben in die Thüre getreten war. „Ja, aber es hielt schwer“, war die Antwort, „meine Alte paßte mir nach Schluß der Arbeit auf, und wollte durchaus Geld haben, aber sie kann warten, vielleicht bringe ich heute Nacht noch einige Rubel nach Hause!“

„Ja, die Weiber“, lachte ein Anderer, „sie können nie genug haben für sich und die Kinder; wenn man nicht manchmal mit einem Donnerwetter dazwischen fährt, ist es nicht auszuhalten. Nicht wahr, Skalling?“

Der also Ungeredete schlug mit der Faust auf den Tisch, blinzelte mit den bereits trüb gewordenen Augen und rief: „Zum Teufel, ja! Sie mißgönnen Einem das bischen Lebensfreude, welches man noch nach all' seiner schweren Arbeit haben will! Aber ein Narr, wer sich hindern läßt!“

„Das sage ich auch“, schrie ein Dritter, „komm, Bruder, wir müssen anstoßen, ich setze Dir ein Glas!“

„Oho, meinst Du, ich sei ein Lump! Buffetschik, eine ganze Flasche Kümmel und Ihr könnt Alle mittrinken“.

„Skalling ist wieder mal nobel“, hieß es von allen Seiten, und derbe Liebesschläge auf Schulter und Rücken begleiteten die Ausrufe. Man rückte nun näher beisammen und fühlte sich äußerst behaglich.

Da öffnete sich leise die Thür der Kneipe und anstatt des schweren, stolpernden Schrittes eines Fuhrknechtes oder

Arbeiters trat ein kleines Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen zaghaft herein. Ein zerrissenes graues Tuch hüllte Kopf und Schultern ein, ängstlich durchsuchten ihre Augen den von Tabaksqualm geschwängerten Raum, bis sie auf Skalling trafen, und mit vernehmlicher Stimme rief sie dann: „Vater — Mutter bittet, Du möchtest nach Hause kommen!“

Eine Stille entstand, alle Köpfe drehten sich nach der Kleinen! In dem Herzen des Vaters regte sich ein edleres Gefühl, als er die Tochter erblickte, welche er, so viel sein rohes Gemüth es erlaubte, liebte, — doch wie hätte er sich so zum Gespötte machen können und ihrem Rufe Folge leisten! Darum rief er denn mit rauher, harter Stimme: „Gleich machst Du, daß Du fortkommst, Eise, und untersteh Dich nicht, wiederzukommen, Du hast hier Niemanden zu holen, verstehst Du!“

Aber die Kleine wandte sich nicht zum Gehen, sie machte sogar noch ein paar Schritte vorwärts zum Vater hin und sagte mit bittender Stimme: „So gieb mir wenigstens etwas Geld mit, wir haben seit heute Morgen nichts gegessen. Mutter sagte, wenn Du nach Hause kämest, würde sie uns etwas Warmes kochen!“ Fluchend zog Skalling sein Portemonnaie und warf dem Kinde einen Rubel hin, mit dem es sich voll Freude schleunigst entfernte.

Einen Augenblick schien es, als hätte die reine Atmosphäre, die das Kind mit sich gebracht, die bösen Geister des Trunkes und der Rohheit gebannt. Es dauerte eine Weile, bis das Gespräch wieder im rechten Gange war, doch bald war der Vorfall, der sich ja schon öfters in ähnlicher Weise hier abgespielt hatte, vergessen, und

ungestört und ungehindert überließen die Männer sich dem Genuße des Branntweins.

Das Kind durchheulte unterdeß, den Rubel fest in der Hand haltend, die lange Suworowstraße, bis es nahe bei den sogenannten Sandbergen in eins der kleinen hölzernen Häuser einkehrte, in welchem sich die elterliche Wohnung befand. — Weinen und Schelten schlug an des Kindes Ohr, als es die Thür öffnete, und eine hagere, bleiche Frau, welche zwei kleine Knaben zu beruhigen suchte, fragte angstvoll: „Hast Du Geld bekommen? — „Einen Rubel“, war die Antwort, und Lise reichte ihn der Mutter dar. Ein bitteres Lächeln flog über das Gesicht der Frau, sie nahm das Geld, hüllte sich in das Tuch, welches Lise soeben abgelegt, und murmelte, indem sie aus der Thüre ging: „Und wie soll ich die Miethe diese Woche bezahlen, und wie mit diesem Rubel die fünf Mäuler satt machen?“

Die hungrigen, übermüden Knaben wurden während der kurzen Abwesenheit der Mutter, so gut es ging, von Lise beruhigt, die ihnen in lebhaften Farben das sogleich in Aussicht stehende Abendbrot schilderte. — In einen zerbrochenen alten Theetopf, in welchem sich getrocknete Pfeffermünzblätter befanden, goß sie heißes Wasser, und als die Mutter mit einem großen Grobbrode heimkehrte, war die Abendmahlzeit bald fertig. Während die Kinder aßen, dachte die Mutter mit schmerzlicher Sorge daran, ob der Mann wohl von seinem Wochenlohn so viel heimbringen würde, um die dringendsten Ausgaben der kommenden Woche zu bestreiten. Hatte doch der Hauswirth gedroht, kurzen Proceß zu machen, wenn die rückständige Miethe nicht bezahlt würde, und der Krämer wollte gleichfalls

unter keinen Umständen mehr borgen. Wie würde es sein, wenn die wenigen Kopfen, die das Kind soeben erhalten, das einzige Geld blieben, und der Mann heute Nacht sinnlos betrunken heimkehrte? Und doch verlangte er täglich sein Mittagessen auf die Arbeitsstelle hinausgebracht, und machte die schlimmsten Scenen, wenn dasselbe ausblieb. Eise hatte die gesättigten Kleinen längst zur Ruhe gebracht, und faßte schmeichelnd nach der Hand der Mutter, die in stumpfer Apathie vor sich hinbrütete. — Die Frau zuckte zusammen und sah in das schmale, blasse Antlitz des Kindes, dann sagte sie seufzend: „Wir wollen auch schlafen gehen, Eise, ich fühle mich sehr krank und matt! Wie das noch werden soll, weiß Gott! Was wird aus Euch, wenn ich sterbe; ich wollte, ich könnte Euch mit ins Grab nehmen.“

*

*

*

Welch' anderes, behagliches Bild bot an demselben Abend das trauliche Heim des von seiner Gemeinde hochverehrten und geliebten Pastors Thalberg, der seiner Ehehälfte aus dem interessanten Buch „Kingsley's Leben“ von Taylor vorlas. Mit stolzer Freude ruhte der Blick der Pastorin auf den lieben, klugen Zügen ihres Gatten, mit dem sie gemeinsam ein gutes Stück ihres Lebensweges gegangen war, und zu dem sie, als dem Führer zu allem Guten und Vollkommenen, emporblicken konnte, ein Glück, welches wohl jedes weibliche Herz ersehnt, und doch so selten findet! — Als nun gar die Theestunde gekommen war und der sauber gedeckte, mit zierlichem Service versehene Tisch zur Abendmahlzeit einlud, da empfanden Mann und Frau, wie schon so oft, den Zauber ihrer schönen

Häuslichkeit und drückten einander, obgleich sie kein junges Ehepaar mehr waren, zärtlich die Hand.

„Ja, Gottlieb“, sagte die Frau Pastorin, „es ist fast unrecht, von unerfüllten Wünschen zu sprechen, wo uns der Himmel so reich mit Glück gesegnet hat! Aber wenn an diesem Tisch, an dem wir beide so glücklich sitzen, noch eine Schaar kleiner Wesen sich befände, die mein und Dein zugleich, so müßte unser Leben noch reicher und befriedigender sein!“

„Gewiß“, bestätigte der Pastor, „aber anders, ganz anders als jetzt. Du weißt ja, Gertrud, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. So werden auch wir immer mehr und mehr einsehen, warum uns dieses Glück versagt blieb, und werden uns immer ergebungsvoller in Gottes Willen fügen. Freilich, wenn ich bedenke, wie Du, liebe Frau, mit Deinem sanften und doch so thatkräftigen Sinn Dich für ein Hausmütterchen eignen würdest, so dauert's mich, daß ich allein alle die Vortheile Deiner beglückenden Eigenschaften genieße!“

„Wie kannst Du nur so reden“, schalt Frau Gertrud! „Als wenn für Dich, den besten, edelsten aller Männer, je eine Frau genug thun kann! Nein, wenn mich etwas ausöhnt mit unserer Kinderlosigkeit, so ist es der Gedanke, daß ich jetzt Dir allein all' meine Liebe, all' meine Kräfte widmen kann; daß ich Zeit habe, Dir Freundin und Beratherin zu sein, und alle Deine Interessen zu theilen.“

„Weißt Du“, sagte Pastor Thalberg, „welcher Gedanke mir neulich durch den Sinn fuhr? Zu meiner Gemeinde gehört ein gewisser Skalling, ein unverbesserlicher Trunkenbold, dessen Familie sich in großem Elende befindet!

Die Frau sieht aus, als ob ihre Tage gezählt sind. Sie haben ein Töchterchen von etwa neun Jahren, das Kind ist die Seele des Hauses, es pflegt die Mutter, sorgt für die kleinen Geschwister und hat so etwas Apartes, Eigenartiges, das mein Interesse in hohem Maße erweckt. Sollte die Mutter sterben, so möchte ich mich des Kindes annehmen, vielleicht ihm eine Heimath in meinem Hause bereiten; was meinst Du dazu?"

"O, Gottlieb", rief Frau Gertrud überrascht aus, „das wünsche ich nicht. Wohl könnte ich ein fremdes Kind wie mein eigenes lieben, doch müßte es ganz klein, ganz hilflos sein! Wenn ich von seinem ersten Bewußtsein an Einfluß auf seine kleine Seele ausüben könnte, so würde es mir ans Herz wachsen, wie mein eigenes. Aber ein bereits neunjähriges Kind! Das Kind eines Trunkenbolds! Welch' schrecklichen Eindrücken ist es seit seiner ersten Kindheit ausgesetzt gewesen! Wo ist die süße Unschuld, die Unbefangenheit, die uns ein Kind so sympathisch machen? Welche Laster und Krankheiten mögen ihm angeboren sein! O, Gottlieb, es kann Dein Ernst nicht sein, daß ich ein solches Liebeswerk auf mich nehmen soll!"

"Meine geliebte Gertrud", entgegnete der Pastor, „es versteht sich von selbst, daß bei solch' einem wichtigen Schritt Du vollkommen einverstanden sein müßtest. Die Gründe, die Du anführst, haben alle Berechtigung, wenn Du an Dein, an unser persönliches Glück denkst. Wenn aber ein Fall, wie der eben erwähnte, an uns heranträte, so giebt es noch eine andere Liebe, die uns Pflichten auferlegt, das ist die christliche Liebe. — Du würdest solch'

ein Kind nicht als Dein Kind, Deine Tochter mit zärtlicher Mutterliebe lieben, sondern mit jener erbarmenden Liebe, die Christus uns geboten! Denke nur, welche Aufgabe für uns, diesem armen, verkümmerten Kinde zu einem neuen Dasein zu verhelfen! In seiner unnachteten Seele das Licht des Geistes und der Religion zu entzünden, es aus den Schrecknissen und Greueln seiner Umgebung in eine reine Atmosphäre zu leiten! — Anderenfalls, welch' traurigem Geschick geht das kleine Wesen entgegen! — Du müßtest die traurigen Verhältnisse dort selbst in Augenschein nehmen, gehe einmal hin, liebe Gertrud, ich will Dir die Adresse geben, es ist wahrlich zum Erbarmen!“

„Gewiß, lieber Gottlieb, will ich es“, sagte die Pastorin; „wir wollen auch, falls die Mutter stirbt, für die Kinder sorgen! Da ist das Kinderasyl in Eichenheim, ich will keine Mühe und keine Wege scheuen, um für die Kinder Aufnahme zu erwirken! Nur nicht in unser Haus, in unsere schöne Häuslichkeit solch' ein fremdes Element aufnehmen! Nicht wahr, lieber Gottlieb, Du wirst diesem Gedanken nicht mehr Raum geben?“

„Mein liebes Herz“, beruhigte sie Pastor Thalberg freundlich, „ich wiederhole wieder, wie könnte ich solch' einen entscheidenden Schritt ohne Deine volle Zustimmung thun? Würde doch auf Deinen Schultern die größere Last liegen, und müßtest Du dazu Muth, Lust und Freudigkeit und viel guten Willen haben, um sie zu tragen. Ereifere und beunruhige Dich nicht. Ich sprach nur heute den Gedanken aus, weil Du neulich sagtest, Du sehnstest Dich nach mehr Arbeit und nach noch mehr Pflichten. Komm, laß den Theetisch abräumen, und wollen

wir noch auf ein Stündchen zu unserem Buche zurückkehren.

Es waren Wochen nach diesem Gespräch vergangen, und der Gegenstand, über welchen die Eheleute eine so entgegengesetzte Meinung hatten, ward nicht wieder berührt. Dennoch beschäftigte er die Gedanken Frau Gertruds. Die Worte ihres Mannes, dessen wohlthuender Idealismus immer wieder hervortrat, obgleich er in seinem Beruf als Prediger so sehr die Nachtheile der menschlichen Gesellschaft kennen gelernt, hatten tieferen Eindruck auf sie gemacht, als sie sich selbst gestehen wollte. Sie fragte sich, ob denn wirklich die Erziehung des Kindes ihre Häuslichkeit so sehr umgestalten und stören würde! Könnten nicht die Abendstunden dieselben bleiben wie jetzt, und wäre es nicht besser, schöner und richtiger, all' den Reichthum des Herzens einem armen Kinde zuzuwenden, als theoretisch darüber zu disputiren?

Ein kleines Gedicht, das sie irgendwo einmal gelesen, kam ihr in den Sinn:

„Ist Dir versagt ein eigen Kind,
So geh ein elternloses anzunehmen;
Nimm's freundlich auf, und zieh es lind,
So wird es sich zu Deiner Art bequemen.
Ist auch nicht Fleisch und Blut darin,
Dein Herz doch ist es und Dein Sinn,
„Der Mütterchaft brauchst Du Dich nicht zu schämen“.

Sie blickte auf das Christusbild, welches im Wohnzimmer hing, und es schien ihr, als ob von dessen Lippen die Worte tönten: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“.

Dennoch, gleichsam um sich selbst zu schützen, vermied

sie den Besuch bei der armen Familie; sie sagte sich, es sei ihre Pflicht, bei ihrem warmherzigen, optimistischen Gatten das kühl überlegene Element zu bleiben. Doch immer wieder kehrten ihre Gedanken zu der Frage zurück: Soll ich — oder soll ich nicht?

Eines Sonntags, als der Pastor warm und innig, ohne jede Beziehung auf ihre Entscheidung, über den Tert predigte: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läset für seine Freunde“, war sie bis ins innerste Herz erschüttert. Im stillen Kämmerlein schüttete sie in heißem Gebete zu Gott ihr Herz aus, und beschloß, falls ein abermaliges Herantreten derselben Anforderung an sie erfolgen würde, ihr Herz nicht zu verschließen.

Es war kurz vor Weihnachten. Das Ehepaar saß am Abend lesend beisammen, da meldete das Dienstmädchen ein kleines Mädchen, welches dringend den Herrn Pastor zu sprechen wünsche. Es sei in Thränen ausgebrochen, als ihm vom Mädchen gesagt worden sei, dies sei nicht die Stunde, um zum Herrn Pastor zu kommen, und habe etwas „von kranker Mutter“, gemurmelt. Da habe sie denn Mitleid gehabt und — — — „Führe das Kind zu uns herein!“ unterbrach sie der Pastor.

„Ah, Eise Skalling“, sagte er freundlich, als das kleine blonde, blauäugige Mädchen mit rothgefrorenen Händen und verweinten Augen gleich hinter dem Mädchen erschien und die Hand der beiden Gatten küßte. „Nun sprich, mein Kind, was wünschst Du von mir?“

„Mutter ist so krank“, klagte Eise, „vor ein paar Tagen sind meine kleinen Brüder am Scharlach gestorben, und wir hatten Mühe, sie unter die Erde zu bringen. Es

war ein Glück, daß Vater so betrunken war, daß er nicht merkte, wie wir ihn in der Nacht alles Geld fortnahmen, das er noch hatte, um die Särge zu bezahlen. Am andern Tag schimpfte und fluchte er, glaubte aber, seine Kameraden hätten ihn in der Kneipe bestohlen. — Aber nun ist Mutter so krank, daß sie glaubt, sie wird nicht mehr diese Nacht durchleben, und schickt mich zu Ihnen, Herr Pastor, um Sie zu bitten, zu ihr zu kommen. Ach bitte, bitte, thun sie es! Mutter will mit Ihnen sprechen, ich weiß nicht was. O, Mutter und die Brüder sind glücklich, sie werden bei Gott im Himmel sein, aber was wird aus mir?“

Es überlief die Ehegatten heiß und kalt, als sie durch die in einfacher, ungeschminkter Weise vorgetragene Schilderung in diesen Abgrund des Elends blickten. Frau Gertrud faßte die kleine kalte Hand des Kindes und fragte mit innigem Ton:

„Möchtest Du wohl bei uns bleiben, Eise, wenn die Mutter sterben sollte?“

„Ich weiß nicht“, sagte Eise, indem ihre Augen scheu den Pastor und die Pastorin streiften. „Vielleicht stirbt Mutter nicht, sie hat es oft gedacht, und blieb doch leben. Ich möchte bei Mutter bleiben, was sollte Mutter ohne mich anfangen? Ja, selbst der Vater wagt nicht, sie zu schlagen, wenn ich mich vor sie stelle; manchmal freilich, in der Nacht, wo ich schlafe“ — — Das Kind hielt inne, wie entsetzt von der Erinnerung an schreckliche Scenen, die sein junges Leben schon so früh belastete. Unterdeß hatte der Pastor sich eiligst mit Pelz und Barett zum Fortgehen gerüstet, und Frau Gertrud flüsterte bittend:

„Nimm mich mit, Gottlieb“. Beide Ehegatten begaben sich dann mit dem Kinde ins Freie und bestiegen einen Fuhrmannswagen, um das Ende der Vorstadt zu erreichen, wo die Stätte des Jammers und des Elends war.

Dort angekommen, fanden sie die Mutter des Kindes mit fieberhaft leuchtenden Augen auf dem ärmlichen Lager. „Ich danke Ihnen, Herr Pastor“, rief sie, als sich die Eheleute dem Bett näherten, „und Ihnen, Frau Pastorin! O, es war unbescheiden von mir, so spät nach Ihnen zu verlangen, aber der Tod wartet nicht. Herr Pastor, ich kann nicht sterben, ohne zu wissen, was aus meiner Lise wird, wenn ich todt bin. Sie darf nicht beim Vater bleiben, nicht einen Tag, nicht eine Stunde! Ich habe Niemand, der sich ihrer annimmt! Meine beiden Kleinen hat Gott geholt, ihretwegen kann ich ruhig sein! Aber meine Tochter! — Was wird aus ihr? Ich bitte nichts für mich weiter, Herr Pastor! Gott hat es wohl so bestimmt, daß ich traurig zu Grunde gehen mußte, oder bin ich selber daran schuld, weil ich, nachdem meine guten Herrschaften von Riga fortzogen, meinen Mann heirathete? — Ich wußte, daß er trank, aber ich glaubte, wenn ich seine Frau wäre, würde er sich ändern. Lise“, sagte die Kranke, mit immer aufgeregterer fiebernder Stimme, „Lise, glaube nie, wenn Du groß bist und heirathen möchtest, daß Du einen Mann änderst! Heirathe nicht, Kind, Du kommst allein besser durch die Welt.“

„Nein, Mutter“, schluchzte das kleine Mädchen, „Du hast's mir immer gesagt, ich werde es nicht vergessen“.

Nun unterbrach der Pastor die aufgeregte Kranke, welche wieder anfangen wollte zu reden. „Frau Skalling“,

sagte er sanft, „wegen Eifens seien Sie ohne Sorge“. — „Ja,“ fügte Frau Gertrud hinzu, „von dem Augenblicke an, wo Sie die Augen geschlossen, kommt sie zu uns und wir wollen sie zu einem braven, ordentlichen Mädchen erziehen“.

„Über mein Mann?“ sagte ängstlich die Kranke.

„Seien Sie unbesorgt“, erwiderte Pastor Thalberg, „ich bürge Ihnen dafür, daß er sich jeder Einnischung enthalten wird! Sterben Sie in Frieden, arme Frau, und Gott sei Ihrer unsterblichen Seele gnädig“.

Ermattet sank die Kranke in die Kissen zurück, der unnatürlichen Aufregung folgte die Reaction. Einen dankbaren Blick warf sie auf das Predigerpaar, dann suchten ihre Augen die Tochter. „Sie war ein gutes Kind“, hauchte die Mutter. Liebevoll legte die Pastorin den Arm um die Kleine, der Pastor betete mit der Kranken, händigte Eise etwas Geld ein, und befahl ihr, ihm am Morgen Bescheid zu sagen, dann wandte er sich zu seiner tief erschütterten Frau und verließ mit ihr den Ort des Jammers.

*

*

*

Schon der andere Tag brachte Eise in die neue Heimath. Pastor Thalberg sorgte für die Beerdigung der armen Frau und hatte mit dem Vater Eifens eine kurze Auseinandersetzung. Nach einigen Versuchen, sentimental zu erscheinen, küßte Skalling dem Pastor demüthig die Hand und versprach, sich vollständig jeder Einnischung in die Erziehung seiner Tochter zu enthalten, unterzeichnete auch mit großer Bereitwilligkeit ein darauf bezügliches Schriftstück und nahm Abschied von Eise. In dieser schien

die natürliche Liebe zum Vater erstorben zu sein, fast konnte man glauben, es koste ihr Überwindung, Kuß und Umarmung zu dulden, und der reichliche Thränenerguß, der bekanntlich bei starken Trinkern so leicht zum Vorschein kommt, und auch bei Skalling sich einstellte, ließ sie völlig ungerührt. Fester faßte sie die Hand des Predigers und stieg eilfertig in den Wagen, der sie aus der Vorstadt und Sandbergregion entführte in eine andere Umgebung.

Ja, wohl war es eine andere Umgebung, in der Eise Skalling, oder, wie sie jetzt genannt wurde, Elisabeth Skalling ihr neues Heim fand. Welch' wunderbare Empfindung war es für das arme vernachlässigte Kind, nach dem ersten warmen Bade vollständig neue, saubere Wäsche und Kleider anzuziehen, in einem weichen und warmen Bette zu schlafen, regelmäßige Mahlzeiten zu halten und Abends dann beim lieben Herrn Pastor und der guten Frau Pastorin zu sitzen, das segnende Christusbild vor sich.

Zuerst war es das physische Wohlbehagen, welches das Kind dankbar empfand, dann aber begannen die seelischen Eindrücke mächtig zu wirken. Dieser Friede, der in dem Pastorhause waltete, diese Eintracht und Liebe, die das Ehepaar mit einander verband, diese Güte, die sich auf Jeden im Hause erstreckte, und die ihr ganz besonders zu Theil wurde, nie hatte Elisabeth gedacht, daß solch' ein Dasein möglich sei. Wohl war Elisabeth nicht das kleine Mädchen, wie es dem Herzen der echt weiblichen Frau Pastorin sympathisch gewesen wäre! Die ernstesten, theilweise furchtbar tragischen Eindrücke ihrer Kindheit hatten sie mehr gereift, als andere Kinder ihres Alters. Das Spiel mit Puppen war ihr fremd, und sie sah in

ihnen nur leblose Gegenstände, denn sie hatte ja früh genug ihre kleinen verstorbenen Brüder gewartet und das Schwere einer solchen Pflicht genugsam empfunden, besonders wenn die schreienden Kleinen nicht genug Nahrung bekamen, und sie und die arme Mutter nächtelang wach hielten. Elisabeth war auch keine weiche, zärtliche Natur, sie verstand nicht, durch Worte und Liebeszeichen ihren Wohlthätern zu zeigen, wie glücklich sie sei, und wie sehr sie sie liebte. Aber die Frau Pastorin hatte in jener Stunde, als sie diesen Schritt mit allen Consequenzen überlegte, jede Selbstsucht aus ihrem Herzen gerissen. Nicht als einen Ersatz für ein eigenes leibliches Kind, an welches sie alle Ansprüche des Herzens machen konnte, sondern als den Gegenstand treuester Sorge liebte sie das kleine, ernste, überreife Mädchen.

Vor allen Dingen mußte nun an passenden Schulunterricht gedacht werden, und ein solcher fand sich in dem Bekanntenkreise des Predigerpaares, wo eine vortreffliche Lehrerin mehrere kleine Mädchen unterrichtete.

Elisabeth lernte gut und pflichtgetreu, ohne durch auffallende Begabung sich auszuzeichnen, erwies sich aber im Hause überaus praktisch und wirthschaftlich, und zeigte auch in weiblichen Handarbeiten viel Geschick und Talent.

Die praktische Thätigkeit war ihr Genuß und freudig leuchteten ihre Augen, wenn die Pastorin sie lobte, ihre Vorzüge dem Pastor gegenüber hervorhob, sie auf die Wange klopfte und sie „ihr liebes, gutes Kind“, nannte.

Eines Tages, als Elisabeth aus der Schule kam, (sie war nun schon mehrere Jahre im Pastorhause) fand sie auf der Straße vor einem Weinhause eine Menge

Leute versammelt. Auf ihre Frage, „was es denn zu sehen gäbe“, antwortete man ihr, ein Mann sei soeben vom Schläge gerührt worden, und zwar sei der Tod in Folge übermäßigen Alkoholenusses eingetreten. Schon trug man den Todten aus der Thür, ein Blick Elisabeths genügte, um sie zu belehren, wer der Unglückliche war. Mit einem leisen Schrei sank sie zurück, doch in derselben Minute richtete sie sich bleich aus den Armen der Schulfreundin auf, und eilte mit zitternden Knien nach Hause. Als sie dort ankam, warteten die Pflegeeltern schon mit dem Mittagessen auf sie, aber wie groß war ihr Schreck, als sie von Elisabeths Lippen die Kunde von dem schrecklichen Ereigniß vernahmen. Der gütige Pastor nahm das bleiche Kind in seine Arme.

„Es ist besser so, Elisabeth, wengleich ich gewünscht hätte, daß Dir ein solches Erlebniß erspart geblieben wäre. Dein Vater ist nun todt, und kann nicht mehr sündigen, nicht mehr als Sklave seines Lasters sich entwürdigen. Nun bist Du noch mehr unser Kind! Willst Du uns Vater und Mutter nennen? Du brauchst es nicht zu thun, wenn es Dir schwer fällt, wenn es Dich an Trübes und Trauriges erinnert. Wir wollen Dir auch so treue Eltern sein, aber vergiß nicht, daß ich in dieser Stunde Dir die Erlaubniß dazu gegeben, und mich freuen würde, wenn Du diese in Anspruch nähmest.“

Es verging wohl noch einige Zeit, bis Elisabeth von diesem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen wagte, aber die reine, ungeschminkte Güte der beiden edlen Menschen erwärmte immer mehr ihr Herz und ließ es wachsen im Vertrauen. Auch die Segnungen der Religion

gaben dem Kinde neues Leben, und es empfand unaussprechlichen Genuß, wenn von den Lippen des Pflegevaters die Lehre vom Evangelium ertönte und gleich einem Friedensengel in ihrem Herzen Wohnung nahm.

Als Elisabeth vierzehn Jahre alt geworden war, durfte sie Abends dem Lesestündchen der Pflegeeltern beiwohnen, und wie gut verstanden es diese, den Sinn für Poesie und Literatur in der jungen Seele zu erwecken. Es war oft schwer bei ihrer scheuen, schwerfälligen Natur, Elisabeth zum Sprechen zu bringen, aber sie mußte auf den Wunsch der Eltern die Eindrücke, die sie empfingen, äußern, gleichviel ob sie richtig waren oder nicht.

Einmal, als der Pastor im „Nathan der Weise“ die Worte Rechas las:

„Ich bitte nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu lassen
Und mich ihm! — Noch weiß ich nicht,
Wer sonst mein Vater zu sein verlangt,
Verlangen kann! — Will's auch nicht wissen!
Aber macht denn nur das Blut den Vater,
Nur das Blut?“ —

da ergriff Elisabeth plötzlich die Hand der Pastorin und drückte mit heißen Thränen einen Kuß darauf!

Liebevoll umarmte Frau Gertrud das junge Mädchen, und zartfühlend las der Pastor weiter, um mit keinem Wort den stummen Ausbruch überwallenden Gefühls zu entweihen.

Ganz besonders geschickt erwies sich Elisabeth in der Krankenpflege. Die Frau Pastorin, die oftmals kränkelte, war zuweilen ganz gerührt über die zarte Sorge und die praktische Art und Weise ihres Pflegekinderchens.

Auch wußte sie dem Pastor in seiner Amtsthätigkeit und Armenpflege hilfreich zur Seite zu stehen, und ihr praktischer Blick erwies sich vorwiegend brauchbar bei der idealen Anlage des gütigen Seelsorgers.

So vergingen die Kinderjahre rasch. Elisabeth war zu einem jungen Mädchen erblüht und von ihrem geliebten Pflegevater eingesegnet worden. Sie hatte sich selbst den Spruch des Psalmisten gewählt: „Der Herr hat Großes an mir gethan, deß sind wir fröhlich“. Der Pastor hatte in gemüthvoller, inniger Weise aus dem reichen Schatz seines Innern die Feier zu einem erhebenden und unvergeßlichen Ereigniß für Elisabeth gestaltet. Die Schule, die sie zur Befriedigung ihrer Lehrer und Lehrerinnen absolvirt, lag nun hinter ihr. In Literatur und Sprachen unterrichteten sie noch ferner die Pflegeeltern, und empfanden die reinste Freude bei diesem gemeinsamen Studium; doch nun wurde die Frage, ob es nicht rathsam sei, Elisabeths ernstem Charakter durch passende und unschuldige Jugendfreuden mehr Leben und Frohsinn zu geben, ernsthaft von dem Pflegeelternpaar erwogen.

Aber als die Pastorin darauf hin vom Einkauf eines hellen Gesellschaftskleides und von bevorstehenden heiteren Festen und Vergnügungen zu Elisabeth sprach, stieß sie bei dieser auf entschiedenen Widerspruch.

„Warum, liebe Mutter?“ fragte Elisabeth. „Glauben Sie, daß ich mich dadurch glücklicher fühlen werde, als ich es jetzt bin? Ich empfinde es klar, daß ich in Salons und Ballsäle nicht hineinpasse! Für die Gesellschaft würde ich doch das Lettenkind von einfacher Herkunft aus der Moskauer Vorstadt bleiben! Ich selbst würde mich nicht

achten, wenn ich nach all' dem Ernstern und Schrecklichen, was ich so früh erlebt, mich tändelnd und fröhlich im Tanze drehen würde. Diese Freuden sind für andere junge Mädchen, nicht für mich“.

„Aber Elisabeth“, sagte die Pastorin betroffen, „kannst Du Dich denn gar nicht von den alten Erinnerungen loslösen? Ein neues Leben hat durch uns für Dich angefangen! Als unser Pflegekind bist Du für die beste Gesellschaft sanctionirt und ich hoffe, Du wirst noch einmal als glückliche Braut und Frau eines braven Mannes einer schönen Zukunft entgegengehen!“

„Ich werde nicht heirathen“, sprach Elisabeth ruhig und bestimmt. „Sie wissen, wie sehr meine verstorbene Mutter in der Todesstunde mir davon abrieth! Obgleich ich durch Sie und den Herrn Pastor ein so glückliches Eheleben kennen gelernt habe, so sind doch, wie Sie richtig sagen, die alten Erinnerungen noch zu stark in mir“.

„Elisabeth“, meinte die Pastorin sich räuspernd und etwas verlegen, „ich hoffe, es wird nicht Dein Ernst bleiben. Frau Lemberg, bei der Du eine Reihe von Jahren Clavierstunden hattest, und die Dich liebgewonnen, hat mir mitgetheilt, daß ihr Sohn für Dich eine ernste Zuneigung gefaßt und so sehr Gelegenheit wünscht, öfter mit Dir zusammenzukommen, um Deine Liebe zu erwerben! Du darfst eine solche Bitte nicht ganz abweisen, mein liebes Kind“, ermahnte die Pastorin, als sie eine abwehrende Bewegung Elisabeths sah, „ein so junges Menschenkind wie Du, kennt sich selber und sein eigenes Herz nicht, Du kannst nicht wissen, ob bei näherer Bekanntschaft Deine Gefühle sich nicht ändern werden. Der junge Lemberg

ist ein braver junger Mann, hat seine Studien im Polytechnikum beendet, und wird im Stande sein, Dir eine sorgenfreie Existenz zu bieten. Nicht als ob wir Dich, mein geliebtes Kind, fortgeben möchten, aber des Weibes Heimath ist nun doch schließlich das Haus des geliebten Mannes, die Ehe ihr eigentlichster Beruf. Willst Du Dir meine Worte nicht ein wenig überlegen, Elisabeth?"

„Es bedarf keiner Überlegung“, entschied Elisabeth sanft und fest. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir mitgetheilt haben, mit welchen Hoffnungen Frau Lemberg und ihr Sohn sich tragen. — Es ist an Ihnen, geliebte Mutter, und Sie mit Ihrer lieben, zartfühlenden Seele werden die rechten Worte finden, ihnen diese Hoffnungen für jetzt und immer zu nehmen! Es mag ein wenig selbstfüchtig klingen“, setzte sie hinzu, während ein leichtes Roth über ihre sonst blassen Züge flog, „aber ich möchte nicht an einem Mann zu Grunde gehen. Sie sagen selbst, ich sei tüchtig, praktisch und arbeitsam, nun wohl, ich möchte schaffen und nützen mit gesunder, nicht mit gebrochener Kraft wie meine arme Mutter. Ich möchte jene Liebe nie kennen lernen, welche mit verheerendem Feuer Verstand und Vernunft gefangen nimmt. Und ich glaube sagen zu dürfen, ich bin dagegen gefeit, habe ich doch nicht jene Illusionen darüber, wie die meisten jungen Mädchen“.

Die Pastorin schwieg rathlos, denn sie kannte ihre Pflegetochter zu gut, um zu glauben, daß jene Aussprüche nicht ernstlich gemeint seien. Sie konnte sogar dem jungen Mädchen eine gewisse Berechtigung dazu nicht absprechen. Während sie noch nach Einwänden suchte, sagte Elisabeth liebevoll:

„Lassen Sie mich in Ihrer Häuslichkeit bleiben und geben Sie mir Gelegenheit, für Sie, meine theuren Pflegeeltern, zu arbeiten, Ihnen zu dienen, wie es einer dankbaren Tochter geziemt. Und damit Sie sehen, daß ich nicht ganz die liebe Hand, die mir noch mehr Freuden bieten will, als ich bereits habe, zurückstoße, so bitte ich um zwei Dinge. Gewähren Sie mir zuweilen den Besuch des Theaters, der mir so viel Genuß bietet, und erlauben Sie mir, meine einzige und liebe Freundin Margarethe Niemann häufiger zu sehen, vielleicht wöchentlich einen bestimmten Tag des Zusammenkommens mit ihr zu verabreden, dann werde ich übergücklich sein, geliebte Mutter“.

Kopfschüttelnd ging Frau Gertrud zu ihrem Manne, ihm das soeben gehabte Gespräch mitzutheilen. Beide kamen überein, Elisabeth ruhig gewähren zu lassen, hoffend, daß sie mit der Zeit das Leben weniger trübe auffassen würde.

Die Freundin, von der Elisabeth gesprochen und mit der sie gern in näherem Verkehr bleiben wollte, Margarethe Niemann, war schon während der Schul- und Kinderjahre Elisabeth herzlich zugethan gewesen. Ihre Eltern gehörten zum intimern Bekanntenkreise des Pastors. Dieser und seine Frau konnten von dem freundschaftlichen Verkehr zwischen Elisabeth und Margarethe nur das Beste erwarten. So ward denn nun ein wöchentliches Beisammensein der Freundinnen eingerichtet, und die beiden jungen Mädchen verbrachten die Zeit in anderer Art, als sonst unter ihren Altersgenossinnen üblich. Sie lasen miteinander Englisch, oder genossen unter Betheiligung der freundlichen Pflegeeltern die erhabenen Werke der

großen Classifier. Sie verfertigten hübsche Handarbeiten für Wohlthätigkeits-Bazare, und nähten zur Weihnachtszeit für die Armen des Pastorhauses, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrte, nützliche Sachen. Gern hörte Elisabeth von der Freundin die Schilderungen aus ihrer fröhlichen Kindheit und ihrer rosigen Jugendzeit, denn Margarethe fand, trotz ihrer ernstern Interessen, an Tanz, Geselligkeit und Schlittschuhlaufen viel Freude. Elisabeth hatte vollkommenes Verständniß für die Lebenslust der hübschen jungen Freundin und nahm innig Theil an allen kleinen, mehr oder minder wichtigen Herzensangelegenheiten Margarethens, die diese der Freundin gar zu gern mitzutheilen pflegte.

„Das Leben ist so schön“, sagte einmal Margarethe zur Freundin, „und der heimliche, beglückendste Wunsch eines jungen Mädchens ist doch, einen guten, edlen Mann zu finden, um mit demselben in Liebe verbunden durchs Leben zu gehen. Ist es wirklich Dein Ernst, Elisabeth, daß Du nicht heirathen möchtest? Du verschmähst alle jene Vergnügungen, in denen uns Gelegenheit geboten wird, junge Männer kennen zu lernen, und doch bist Du stets heiter, vergnügt und zufrieden“.

„Ja, Margarethe, es ist so“, antwortete Elisabeth. „Nur ungern rede ich über die ersten traurigen Eindrücke meiner Kindheit, aber Dir, meiner besten Freundin, muß ich Einiges mittheilen, damit Du meine Empfindungen verstehen lernst. Meine Mutter war ein hübsches junges Mädchen, gesund, kräftig und arbeitsfroh, als sie meinen Vater kennen lernte. Sie wußte, daß er trank, als er sich um sie bewarb, doch ihre Mutter und die Nachbarinnen

redeten ihr zu, daß er nicht mehr noch weniger tränke als andere Männer, daß er es jetzt toller treibe, weil ihn die unerwiderte Liebe zu meiner Mutter quäle, als Ehemann würde er durch sie vernünftig werden u. s. w. Sie glaubte dies, die arme, unselige Mutter! Sie hatte dies Alles selbst einer Nachbarin erzählt und ich hörte als fünfjähriges Kind ihre ganze Geschichte, denn wir Kinder des Volkes werden nicht wie die Kinder höherer Stände vor Mittheilungen, die uns beirren könnten, geschützt. Klar und ungeschminkt lernen wir in frühesten Jahren die Nachtseiten des Lebens kennen. So fing denn auch in dem ersten Ehejahr schon das Leid meiner Mutter an. Meine erste Erinnerung ist die, wie mein trunkener Vater mich einmal in der Nacht aus den Armen der Mutter reißen wollte, und diese sich wehrte. Ich klammerte mich an sie und warf einen entsetzten Blick auf den Vater. Dieser Blick, so erzählte meine Mutter, hat meinen Vater derartig getroffen, daß er später oft in seinen trunkenen Träumen davon geredet, und eine gewisse Scheu und Zurückhaltung bewahrte, wenn ich zugegen war. — Doch es kamen Zeiten, wo keine Macht der Welt, kein Blick aus todes- traurigen Augen ihn abhielt, die schrecklichsten Rohheiten zu begehen. Meine junge, blühende Mutter wurde in kurzer Zeit welk und alt. Gram, Noth und Krankheit untergruben ihre Kräfte. Verbittert, vergrämt, heftig und reizbar und in gänzlicher Hoffnungslosigkeit wartete sie auf den Tod, der sie denn auch erlöste von ihrem Erdenleid. Dann kam ich zu meinen lieben Pflegeeltern“, fuhr Elisabeth fort, während Margarethe gespannt den Worten der Freundin lauschte. „Das Leben gestaltete sich so schön

für mich, daß ich mir unmöglich etwas Besseres denken kann. Noch eine Weile so weiter leben, ist mein steter Wunsch, und dann mit voller ganzer Kraft ein Liebeswerk üben, welches, weiß ich noch nicht klar! Etwas mitarbeiten können am Wohle der Menschheit ist mein höchstes Streben! Wohl glaube ich, daß man auch im Wirkungskreise einer Familie Großes und Rechtes leisten kann, in dem natürlichen Beruf als Gattin und Mutter! Doch ich bin nicht besonders dazu beanlagt. Schrecklich denke ich mir das Dasein, mit voller Hingabe seines Herzens zu lieben, und dann getäuscht, verlassen, betrogen zu werden. Schrecklich ist es, neben einem Mann zu leben, der ein Spielball seiner Leidenschaften ist, den man nicht lieben, nicht achten kann, und von dem sich freizumachen man dennoch nicht die Kraft und den Muth hat!"

"Aber Elisabeth", warf Margarethe ein, "warum das Schlimmste voraussetzen? Siehst Du nicht an Deinen Pflegeeltern ein ideal glückliches Paar! Sind nicht auch meine Eltern glückliche, zufriedene Eheleute! Es giebt auch gute Männer, die Liebe um Liebe, Treue um Treue geben, die einer Frau das Leben schön und himmlisch gestalten. O wie wünsche ich Dir, daß Du einem solchen Mann begegnen möchtest und andere Ansichten, andere Erfahrungen zu den Deinen machtest, als jetzt".

"Es ist ja möglich", sagte Elisabeth sinnend, "daß in Euren Kreisen es anders ist; daß Bildung, Erziehung die wilden Leidenschaften der Männer zügeln, und die Ehen mehr Aussicht auf Glück bieten, als unter dem einfachen Volk. Bei diesem ist eine glückliche Ehe selten und die Frau ist größtentheils die Beklagenswerthere.

Es ist unglaublich, was das Weib aus dem Volke leisten muß. Es kommt oft vor, daß sie durch Waschen von Wäsche oder Aufwartedienst den ganzen Hausstand erhält. Dabei stillt sie und wartet ihre kleinen Kinder, durchwacht die Nächte, geht vom frühen Morgen bis zur späten Nacht ihrem Verdienst nach, läßt sich am Abend von einem arbeitscheuen, trunkenen Mann schlagen und mißhandeln, und kennt keine Erholung, keine Ruhe, als vielleicht an Sonn- und Feiertagen den Besuch der Kirche, wo sie ihr armes, gequältes Herz vor Gott dem Herrn ausschüttet, damit er sie stärke für die folgenden schweren Tage."

"Über die Männer", bemerkte Margarethe, "müssen auch schwer arbeiten! Sieh einmal die Bauhandwerker, die Maurer, die Schmiedegesellen und die unzähligen anderen schweren Beschäftigungen der Arbeiter!"

"Die Männer", sagte Elisabeth, "haben einfach ihr Gewerbe! Sie gehen am Morgen früh fort, arbeiten, haben ihre Mittagsruhe und kehren Abends heim. Ist ihnen ihr Heim unbehaglich durch Kindergeschrei, welches sich bei den kleinen Wohnungen und engen Verhältnissen nicht vermeiden läßt, so gehen sie ins Weinhaus, sitzen dort mit ihren Kumpanen und kehren berauscht heim. Ein guter Ehemann ist der Mann, der nicht den ganzen Verdienst, sondern nur einen Theil vertrinkt, der im Rausch nicht streitsüchtig, sondern nur schläfrig ist, welcher nicht schlägt, sondern sich mit Schimpfworten begnügt. Es mag ja einige Ausnahmen geben, aber ich habe keine erlebt", setzte Elisabeth wehmüthig hinzu.

Als der Sommer kam und Margarethe mit ihren

Eltern auf's Land ging, durfte auch Elisabeth der Einladung der Freundin folgen und sie auf einige Wochen besuchen. Wie freuten sich die Freundinnen des Wiedersehens und des Beisammenseins. Das gastliche Heim von Margarethens Eltern zog viele Bekannte und Verwandte dorthin, und vor Allen hatte es ein entfernter junger Vetter des Hauses, Albert Seeberg, zu einem längeren Aufenthalt gewählt, und verlebte mit den jungen Mädchen viele fröhliche Stunden.

Der junge Seeberg hatte soeben sein letztes juristisches Examen bestanden und benutzte den Aufenthalt auf dem Gute seines Onkels, um sich ein wenig zu erholen. Natürlich machte er energisch seiner jungen Cousine Margarethe den Hof, aber auch Elisabeths kühles, zurückhaltendes Wesen reizte ihn, und er wünschte, mit seiner Liebenswürdigkeit Eindruck auf sie zu machen. Je kühler und ablehnender Elisabeth sich verhielt, desto eifriger verfolgte er sein Ziel, doch ohne allen Erfolg. Albert Seeberg war ein hübscher junger Mann von einnehmendem Wesen. Es hieß, er habe etwas locker in Jurjew gelebt, er hatte schließlich sein Examen doch mit Auszeichnung bestanden. — Elisabeth merkte bald, daß Margarethens Empfindungen für ihn wärmer waren, als sie gedacht. Die Freundin wurde still und bleich, als sie wahrte, wie sehr Seeberg sich um Elisabeth bemühte, und diese hätte nicht gezögert, durch ihre Abreise der grundlosen Eifersucht Margarethens ein Ende zu machen, wenn sie nicht entschlossen gewesen wäre, Margarethe vor einer Verbindung zu warnen, die ihr nichts weniger als glückbringend erschien.

Als die beiden jungen Mädchen eines Abends allein

durch die blühenden Felder lustwandelten, sagte Elisabeth in ihrer einfachen, ungeschminkten Weise:

„Margarethe, nicht wahr, Du liebst Deinen Vetter!“

Margarethe erblaßte. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Elisabeth fort:

„Du weißt, ich reise in einigen Tagen ab. Du mußt auch wissen, daß keinerlei Beziehungen zwischen mir und Seeberg existiren, obgleich es den Anschein hat, als ob er sich um meine Gunst bewirbt. Sage mir nur das Eine, Margarethe, was liebst Du an Seeberg und warum liebst Du ihn?“

„Elisabeth“, rief das junge Mädchen tief erglühend aus, „wie Du nur so fragen kannst! Ich glaube, Du hast statt des Herzens einen Stein in der Brust. Man liebt nicht um bestimmter Eigenschaften willen! Da Du es doch errathen hast — nun ja, ich liebe Albert. Warum, weshalb? — ich weiß es nicht. Ich bin unglücklich, wenn er nicht da ist, und nur bei ihm und ewig bei ihm sein, erscheint mir als das größte Glück auf Erden!“

„Margarethe“, sagte Elisabeth warm und innig, „wohl kenne ich nicht die Liebe, wie Du sie jetzt schilderst; doch wie sehr wollte ich mich freuen, wenn ich die Überzeugung hätte, daß Seeberg der Mann ist, um Dich glücklich zu machen. Er ist eitel und unbeständig, ist ein Mann ohne feste Grundsätze, er theilt nicht Deine Interessen, in allen ernsteren Fragen geht Ihr auseinander. Dennoch liebst Du ihn und könntest es wagen, Dein Leben mit ihm zu theilen; o meine Freundin, ich fürchte für Dich“.

„Du liebe Gute“, sprach leuchtenden Auges Margarethe, wie glücklich würde ich sein, wenn er mich nur

erwählte! Du irrst in Deinem Urtheil über ihn; er ist groß, gut und edel, er wird mein Führer, mein Halt auf Erden sein, zu dem ich hinaufblicken kann! Und seine kleinen Fehler? Werde ich ihn nicht auch zu bessern bemüht sein? Wir werden miteinander arbeiten an gegenseitiger Vervollkommnung! Wie ist es nur möglich, ihn nicht liebenswerth zu finden! Doch ich bin froh, Elisabeth, daß er nur mir so erscheint, denn ich gestehe Dir, ich war in diesen Tagen tiefbetrübt, weil ich glaubte, er finde an Dir mehr Gefallen als an mir“.

Elisabeth schwieg, denn sie fühlte klar, daß keines ihrer Worte den Glauben an den Geliebten bei der Freundin erschüttern könne.

In tiefe Gedanken versunken gingen die beiden Mädchen schweigend weiter und erschrafen fast, als bei einer Biegung des Weges Seeberg ihnen gegenüber stand.

„Nun, meine Damen“, rief er, „Sie werden sich verspäten, man wartet schon mit dem Abendbrod, und ich war so edel und selbstlos, demselben so lange zu entsagen, bis ich Sie gefunden, um es mit Ihnen einzunehmen“.

„Wie anstrengend muß der Edelmuth für Sie gewesen sein, Herr Seeberg“, entgegnete Elisabeth, „um desselben so ungalant gegen uns zu erwähnen“.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Frä. Elisabeth“, lachte Seeberg, „also nichts von Edelmuth, und rasch will ich beichten, daß mich nur der Egoismus geleitet hat, denn es schmeckt mir ja kein Bissen ohne die Gegenwart meiner liebenswürdigen Cousine und ihrer Freundin!“

„Elisabeth wird nun bald abreisen“, bemerkte

Margarethe, „ich kann sie leider nicht länger hier bei mir behalten“.

„O“, fragte Seeberg überrascht, „ist das wirklich fest beschloffen, Frä. Elisabeth?“

„Fest beschloffen“, wiederholte diese. „Meine Pflegeeltern, welche in Karlsbad am Strande wohnen, wollen, daß ich einen Theil des Sommers bei ihnen verbringe, und so reise ich übermorgen ab“.

Sie hatten sich mittlerweile dem Gutsgebäude genähert. Margarethens Mutter rief nach der Tochter und diese eilte mit schnellen Schritten voraus. Seeberg benutzte den Augenblick, wo er mit Elisabeth allein war, und fragte leise: „Darf ich Sie in Karlsbad besuchen, Frä. Elisabeth?“

„Nein“, antwortete sie und sah ihn mit ruhigem, ernstem Blicke an.

„Nein?“ fragte ungläubig Seeberg. „Das ist eine deutliche Antwort. Und was habe ich verbrochen, daß Sie mir so ungestlich bezeugen?“

„Verzeihen Sie, wenn dieses Nein Sie verletzt! Es ist mir peinlich, es motiviren zu sollen! Ich würde Unrecht thun, Ihnen anders zu antworten. Meine Pflegeeltern würden Ihren Besuch gern sehen, wenn ich sie bitten würde, Sie als meinen Freund, meinen Bekannten oder Jemanden, dem ich Dank schuldig bin, aufzunehmen! Doch Sie begreifen“ — —

„Ja, ich begreife“ sagte Seeberg kurz.

Sie waren beim Hause angelangt. Die Familie saß schon beim Abendbrod, und die jungen Leute nahmen ihre Plätze ein. Seeberg war tief verstimmt. Das war ihm,

dem flotten Studenten, der so manches Liebesabenteuer aufzuweisen hatte, noch nie passirt, in so kühler Form zurückgewiesen zu werden. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er sich diese Blöße gegeben! Und war er denn wirklich verliebt in Elisabeth? Sie war weniger hübsch als seine Cousine und hundert andere niedliche Mädchen. Aber es reizte ihn mächtig, dies kühle Temperament zu erwärmen; diese ruhige, einfache und doch hoheitsvolle Würde in die hingebende Schwäche eines schmachtenden Weibes zu verwandeln! Auf ihre Eitelkeit konnte er nicht rechnen, denn sie schien keine zu besitzen. Ärgerlich biß er sich auf die Lippen. Da blitzte ein Gedanke in ihm auf! Nach Beendigung der Abendmahlzeit, als das junge Volk wieder ins Freie schwärmte, suchte er einen Augenblick zu erhaschen, wo Elisabeth allein stand. „Fräulein Elisabeth“, hob er mit erregter Stimme an, „Sie selbst drängen mich zu einem Geständniß, welches ich gern noch ein wenig hinausgeschoben hätte. Doch da Sie so energisch sich weigern, mit mir in das nähere Verhältniß einer Freundin zu treten, so bitte ich Sie heute Abend, ehe unsere Wege sich trennen, um die Beantwortung einer Frage. Sie sind Margarethens intimste Freundin. Bitte, sagen Sie mir ehrlich und offen, kann ich um sie werben, ohne mich einer Absage auszusetzen?“

Jetzt hatte Seeberg die Genugthuung, ein tiefes Erröthen bei Elisabeth wahrzunehmen. Sie fühlte sich innerlich sehr beschämt. In welchem thörichtem Wahn hatte sie sich befunden, indem sie Seeberg's Aufmerksamkeiten in anderer Weise gedeutet, als sie in der That gemeint waren. Also um der Freundin willen suchte er ihre

Freundschaft, ihre Theilnahme! Doch nach einigen Secunden hatte sie ihre volle Selbstbeherrschung wiedererlangt.

„Es ist mir peinlich, Herr Seeberg“, sagte sie, „Ihnen auch diesmal eine abschlägige Antwort zu geben. Ich passe zu allen Dingen besser, als zu Liebes- und Heirathsvermittelungen. Fragen Sie Margarethen selbst, da kommt sie grade“.

Mit diesen Worten eilte Elisabeth schnell davon, und Seeberg ging der verwundert dreinschauenden Margarethe entgegen. „Ihre Freundin, Cousinchen“, sagte er, „ist ein merkwürdig selbständiger Charakter, aber ich glaube, sie hat mehr Verstand als Gefühl. So hat sie kein Verständniß für die Unsicherheit eines Mannes, der ein Mädchen liebt, und doch nicht den Muth findet, es zu gestehen, und sich deshalb an eine dritte Person wendet“.

„Das begreife ich“, entgegnete Margarethe, „ich selbst verstehe es auch nicht“.

„So muß ich also selbst ins Feuer gehen“, sagte Seeberg, „Margarethe, liebst Du mich?“

So nahe hatte sich Margarethe die Erfüllung ihres heißen Herzenswunsches nicht gedacht. — Nur ein Blick, ein heißes Erröthen, und sie lag an der Brust des geliebten Mannes, dem sie in diesem Augenblick angehörte mit jedem Nerv, jeder Fiber ihres Herzens. Die ganze erste, reine, keusche Liebe eines Mädchenherzens erschloß sich dem Glücklichen und sie empfand nur das Eine: Was hat das Leben Schöneres für mich! Nicht im Himmel, hier auf Erden ist Seligkeit! — Und er? Wohl war es auch für ihn ein reizvoller Augenblick, als er seine jugendliche Cousine als Braut in die Arme schloß, und aus den

stammelnden Liebesworten sich ihre ganze unbegrenzte Hingebung für ihn verrieth. Doch mischte sich in dies Gefühl ein anderes peinliches, etwa dem Sinne nach: So habe ich mich also gebunden! Wird es mich auch nicht reuen? War es nicht am Ende unüberlegt?

Das Brautpaar ging langsam Arm in Arm ins Haus. In der Haushür stand Elisabeth. Margarethe löste ihren Arm aus dem ihres Bräutigams und fiel der Freundin um den Hals. „Bist Du glücklich?“, fragte diese leise. „Namenlos“ war die Antwort. — Die Eltern wurden nun gerufen, die ganze unruhige, gehobene Stimmung eines Verlobungsabends trat in Scene. Wein ward aus dem Keller geholt, die Gläser klangen! Ein Fragen und Verwundern, Umarmungen, Küsse, Thränen wechselten ab, und inmitten dieses Trubels stand Elisabeth mit seltsam bewegtem Herzen. Eine unbestimmte Bangigkeit bemächtigte sich ihrer, es schien ihr, als vermeide der Bräutigam ihren ernstern, fragenden Blick, als sei doch etwas nicht richtig in diesem so überfelig erscheinenden Verlöbniß. Ach, ich sehe die Welt mit andern Augen an, sagte sie seufzend zu sich selbst, als sie spät zur Ruhe ging. In der gebildeten Gesellschaft ist es ja anders, als beim rohen Volk. Wer könnte dem Zauber Margarethens widerstehen, und er scheint sie ja wirklich zu lieben! Gott gebe meiner lieben Freundin das Glück, welches sie so sicher erhofft.

* * *

Es war hohe Zeit, daß Elisabeth zu ihren Pflegeeltern zurückkehrte, denn sie fand bei ihrer Ankunst die Pastorin krank im Bette. Ein Herzleiden, welches in seinen

schwachen Anfängen sowohl die Kranke als ihre Umgebung noch wenig beunruhigt hatte, hatte sich in kurzer Zeit bedenklich gesteigert, und gerade an dem Tage der Rückkehr Elisabeths hatte ein starker Anfall die arme Pastorin betroffen.

Elisabeth entfaltete nun alle ihre Fähigkeiten für die Krankenpflege. Die ganze Leitung des Hausstandes, die persönliche Sorge für den Pastor ruhte jetzt auf ihren starken jungen Schultern. Mit unbeschreiblichem Behagen empfand die Pastorin die sorgsame Pflege. Leise und geräuschlos glitt die Pflegetochter durchs Krankenzimmer und überfah mit sicherem Blick Alles, was störend auf die Patientin wirken konnte. Mit lieblicher Freundlichkeit ertrug sie die launenhaften und gereizten Stimmung der Kranken, denn die liebe, gute Pastorin verlor bei ihrem lebhaften Temperament oft die Selbstbeherrschung, und die zunehmende Schwäche ihres Körpers brachte eine starke Nervosität hervor.

„Mein geliebter Mann“, sagte sie oftmals, wenn der Pastor an das Krankenbett trat, „wollte Gott, daß ich wieder gesunde, und Deine liebenswürdige Frau werde! Gottlieb — Elisabeth — habt Geduld mit mir!“

„O, meine Mutter“, bat letztere, „nehmen Sie mir gegenüber keine Rücksicht. Ich beklage Ihr Leiden tief, aber zu gleicher Zeit bin ich glücklich, daß ich Ihnen ein wenig nützen kann!“

„Du bist ein gutes Kind“, sagte die Pastorin, „was sollte ich ohne Dich anfangen?“

Während für Elisabeth das Ende des Sommers in anstrengender Thätigkeit und Krankenpflege verging, genoß das junge Brautpaar, Seeberg und Margarethe, den

vollen Zauber des Liebesfrühlings. Freilich brachte die Trennung der Liebenden (Seeberg mußte nach Riga, um dort für seine Existenz zur Gründung eines Hauswesens zu arbeiten) etwas Herzeleid, doch der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und auch Margarethens Eltern zogen bald in die Stadt.

Die Freundinnen sahen sich jetzt seltener. Die junge Braut war von Gesellschaften, Visiten und Sorgen für die Aussteuer stark in Anspruch genommen, und Elisabeth wiederum durch die Pflege der Pastorin ans Haus gefesselt. Doch wenn einmal ein trauliches Plauderstündchen sich für beide Freundinnen bot, so war der Gegenstand immer Margarethens Glück, das sie nicht müde wurde, der Freundin in allen Einzelheiten auszumalen. Margarethe sah in jedem Worte Seeberg's, in jeder geringfügigen Handlung einen Schatz von Güte und Größe, und glaubte, das beneidenswertheste Geschöpf auf Gottes Erdboden zu sein.

Die Pastorin hatte sich, dank der treuen Pflege Elisabeths, wieder leidlich erholt, doch da bei ihrem Leiden leicht Rückfälle zu befürchten waren, so war große Schonung bei der Kranken zu beobachten. Die innige, treue Liebe, die die beiden Gatten verband, trat nun auch in den Zeiten der Prüfung recht zu Tage. Trotz ermüdender Amtspflichten wußte der Pastor den jeweiligen Ausbrüchen erregter Stimmung seiner Frau sanft zu begegnen. Liebreich verschwieg er ihr die vielfachen Bedrängnisse des Tages, in die sein Beruf ihn verslocht, und suchte durch heiteres Geplauder seine ans Haus gefesselte Lebensgefährtin zu zerstreuen. Ebenso suchte Elisabeth die gute Mutter,

wie sie nur konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen.

Über auch in der Seelsorge des Pastors stand sie dem Pflegevater mehr denn je zur Seite, und begleitete ihn oft zu seinen Armen und Kranken. Auf einem solchen Gange, bei Erwähnung des nahenden Hochzeitstages Margarethens, sprach der Pastor den Wunsch aus, auch seinem lieben Töchterchen einmal die Traureden halten zu können. Aber Elisabeth schüttelte wieder so ernsthaft das Köpfchen, und versicherte, daß die dienende Liebe bei den Eltern ihr so vollkommenes Glück gewähre, daß der Pastor die Überzeugung gewann, nur unter ganz besonderen Verhältnissen sei ein Eheglück für Elisabeth erreichbar.

Und es schien fast, als übe das Glück der jungen Freundin, die sie als junge Frau zum ersten Mal in ihrem Heim besuchte, einen gewissen Einfluß auf sie aus! Margarethe strahlte von Glück und Freude und auch Seeberg war ein aufmerksamer, zärtlicher Ehemann. Die neue Wohnung, das trauliche Heim wirkte auch auf Elisabeths nüchternen Sinn poetisch und anziehend. Seeberg, der nur Auge und Ohr für seine kleine Frau hatte, erschien ihr so viel angenehmer, als früher der junge flatterhafte Courmacher. Sie fand dadurch den unbefangenen Ton des Umganges wieder, der anfangs zwischen ihnen geherrscht. Die Idee, daß in gebildeten Kreisen das Eheglück leichter zu erringen, der Einfluß der Frau auf den Mann größer sei, um ihn zu milderer Sitten zu gewöhnen, gewann mehr Form und Festigkeit, und ruhiger sah Elisabeth Margarethens Zukunft entgegen.

Während das junge Paar in dem Glücke der Flitter-

wochen lebte, wurden Elisabeth und Pastor Thalberg aufs Schmerzlichsie betroffen durch den plötzlichen, unerwarteten Tod der Pastorin. Scheinbar hatte sie sich leidlichen Wohlseins erfreut, als eines Abends einer der bösen Anfälle ihrem Leben rasch ein Ende machte. Da galt es nun wieder für Elisabeth, thatkräftig, still und ruhig einzugreifen, dem geliebten und so tiefbetrübten Pflegevater Stab und Stütze zu sein, keine allzu empfindliche Störung in seinen Gewohnheiten eintreten zu lassen und überall für sein geistiges und leibliches Wohl zu sorgen.

Die Beerdigung war vorüber, die geliebte Hülle unter grünen Tannenzweigen in die kühle Erde gebettet, und das blumengeschmückte Grab, an dem der Pastor und Elisabeth noch lange in stillem Gebet gestanden, lag nun einsam da. Die Einsamkeit und Leere des Pfarrhauses, in das sie zurückkehrten, war schrecklich. Überall schienen die Gegenstände, die der Pastorin gehört hatten, nach der Hausfrau zu fragen, und in tiefem Schmerz rief der Pastor aus:

„Elisabeth, wir wollen Alles verändern. Bringe den Lehnstuhl der Mutter fort, rücke die Möbeln an einen anderen Platz, ich kann die schmerzvolle Erinnerung nicht ertragen!“

Elisabeth stand zögernd, dann sagte sie leise: „Mein Vater, Sie predigten einmal so schön über die Worte: Selig sind, die da Leid tragen! Wollen wir nicht auch versuchen, es zu tragen, nicht zu ertragen, sondern wirklich zu tragen. Soll unsere Verstorbene nicht mit uns leben durch ihre Sachen, die ihr einstmals gehörten, und wollen wir nicht mit ihr leben, indem wir das Haus und die

Einrichtungen, die sie getroffen, so lassen, als weilte sie noch bei uns?“

Statt aller Antwort sank der Pastor in den Stuhl seiner Frau, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte laut. Auf Elisabeth machte dieser Ausbruch des Seelenschmerzes einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck. Unter Thränen kniete sie an der Seite ihres Pflegevaters nieder, küßte die theure Hand und sagte: „O, ich fühle wohl, wie wenig ich Ihnen sein kann nach solch' einem Verlust!“

„Nein, mein Kind“, antwortete der Pastor, „Du wirst mir Viel sein, wenn die erste Gewalt des Schmerzes vorüber ist. Du hast Recht, wenn Du sagst, wir wollen mit ihr weiterleben. Laß Alles an seinem Platz, wir wollen versuchen, das Leid zu tragen, und Gott wird uns Kraft geben“.

* * *

Es waren mehrere Wochen vergangen, ohne daß Elisabeth Zeit gefunden hatte, ihre Freundin Margarethe zu besuchen. — Das Hauswesen, die Bemühung, dem geliebten Vater das Heim so angenehm wie möglich zu machen, nahmen ihre Zeit, ihre Gedanken sehr in Anspruch. Eines Abends aber fand sich doch Muße zu einigen freien Stunden und sie eilte, die liebe Freundin zu besuchen.

Margarethe war allein zu Hause und äußerte ihre Freude über Elisabeths Besuch in unverhohlener Weise. Es wollte Elisabeth jedoch so scheinen, als zeigten Margarethens Augen Spuren von Thränen. Die Freundin nahm ihr liebevoll Hut und Mantel ab, und sagte: „Wie bin ich froh, daß Du gerade heute gekommen! Mein böser

Mann hat eine Verabredung getroffen, mit einem früheren Studiengenossen im Hôtel de Rome zusammenzutreffen. Ich mag gar nicht allein sein. Ich hätte heute Abend ja auch zu den Eltern gehen können, doch fehlte mir dazu der Entschluß. Wie gut, daß ich zu Hause geblieben bin, und nun die Freude Deines lieben Besuches habe!"

Mit diesen Worten zog sie die Freundin auf das kleine Sopha im behaglichen Wohnzimmer, und forderte sie auf, zu erzählen, wie sie die letzten Wochen verbracht.

Elisabeth berichtete, wie nach dem Tode der Pastorin sich das Leben im Pfarrhause gestaltet habe, wie sie die Freude empfände, daß der Schmerz des geliebten Pflegevaters allmählich der sanfteren Trauer weiche, daß er zuweilen, wie in früherer Zeit, des Abends ihr vorlese und die Tage in Arbeit und Erholung friedlich vergingen. „Und Du“, schloß Elisabeth, „wie hast Du gelebt?“

„Nun, natürlich sehr glücklich“, sagte Margarethe, indem sie ein wenig den Kopf zur Seite wandte. „Du mußt nur wissen, daß ich allerlei Herzeleid habe, weil ich Manches lernen muß. Erstens im Hausstande, wo es noch zuweilen hapert, und dann auch in meiner Ehe. Ich muß einsehen lernen, daß einer Frau nicht alle freie Zeit gewidmet sein darf, die der Mann hat, daß er auch anderen Menschen gehört, als ihr allein“.

Als nach einiger Zeit Elisabeth ihren Besuch wiederholte, machte Margarethe ihr das süße Geständniß der Aussicht auf Mutterfreuden.

„Und auf Dich habe ich gerechnet, liebe Freundin, daß Du in der Zeit, wo das Kind geboren ist, Dich meiner und des Hausstandes annimmst. Meine Mutter, welche

ihre beabsichtigte Badereise meinetwegen aufgeben will, willigt nur unter der Bedingung ein, die ihr so nothwendige Reise doch zu unternehmen, wenn Du uns Deine Hilfe zusagst. Glaubst Du, daß Dein Vater Dich einige Wochen mehrere Stunden am Tage entbehren kann? Ich werde eine ausgezeichnete Pflegerin haben, und meine Dienstboten sind auch gut und zuverlässig, dennoch aber bedarf es einer Persönlichkeit, die Autorität ausübt, und eine solche bist Du, meine Elisabeth“.

„Bin ich das?“ fragte diese lächelnd. „Ich glaube wohl, Dir meine Zusage geben zu können, und mein lieber Vater wird mich nicht hindern“.

Die Freundinnen besprachen nun tausend wichtige Dinge. Elisabeth sagte ihre Hilfe bei Anfertigung der kleinen Aussteuer zu, und verließ gehobenen, glücklichen Sinnes die Freundin.

Als sie dem Pastor die Wünsche Margarethens mittheilte, fand sie, wie sie richtig vorausgesetzt, das freundlichste Entgegenkommen. Er reichte Elisabeth einen soeben erhaltenen Brief, in welchem seine in Reval wohnende Schwägerin ihm unter anderen Familiennachrichten den Besuch ihres Sohnes Hans in Aussicht stellte. Hans studire augenblicklich Medicin in Jurjew und würde gern, wenn es dem Onkel genehm sei, die Sommerferien bei ihm am Strande zubringen.

„Ich denke“, sagte der Pastor, „wir suchen dem jungen Mann recht schöne Ferienwochen zu verschaffen“.

Elisabeth stimmte zu, und erkundigte sich nach den näheren Verhältnissen dieses Neffen. Sie drückte ihr Befremden aus, warum die Familienglieder in der

Zeit, seit sie im Pfarrhause lebte, keinen Umgang gepflogen hätten.

„Das will ich Dir erklären, mein liebes Kind“, sprach Pastor Thalberg. „Zwischen mir und meinem Bruder bestand nicht jenes Band der Freundschaft, welches Brüder verbinden sollte. Schon als wir Knaben waren, that sich eine große Verschiedenheit unserer Charaktere kund. Mein Bruder war schroff, despotisch, pessimistisch, ich war vielleicht damals zu weich und nachgiebig und vertrauensvoll, genug, — wie das Leben uns durch unseren verschiedenen Beruf trennte, fehlte beiderseitig das Verlangen nach näherem Verkehr. Dennoch sind die Bande des Blutes stark, und ich empfand es doch recht wehmüthig, als der Tod ihn ereilte, daß wir uns im Leben so wenig genähert hatten. Ich freue mich daher, seinen einzigen Sohn Hans wiederzusehen und ans Herz drücken zu können“.

„Und die Frau Ihres Bruders?“ fragte Elisabeth.

„Meine Schwägerin“, antwortete der Pastor, „ist eine liebe Frau. Sie ist ein wenig ängstlich und gedrückt, und hatte keinen anderen Willen als den ihres Ehemann, fast möchte ich sagen, den ihres Ehetyrannen“.

Elisabeth lächelte. „Wie eigenartig die Natur zwei so verschiedene Brüder geschaffen hat“, sagte sie. „Ich bin recht neugierig auf Ihren Neffen und wir wollen ihm den Aufenthalt schon behaglich und angenehm machen“.

Aber als der Sommer kam, und mit ihm die Universitätsferien, schrieb der junge Thalberg, daß er dieselben seines Studiums wegen in Jurjew verbringen wolle, und erst im nächsten Jahr nach vollendetem Doctor-Examen

sich die Freude gönnen könne, seinen Onkel zu besuchen. So leid es diesem auch that, den ersehnten Besuch aufgeschoben zu wissen, so mußte er doch die Gründe seines Neffen achten, und schöpfte daraus ein günstiges Vorurtheil für den jungen Mann.

Die Zeit nahte heran, wo Elisabeths Verpflichtungen, Margarethe gegenüber, begannen. Der Herbst war gekommen, die Tage wurden kürzer, und mehr denn je hatte Seeberg Gefallen daran gefunden, seine Abende außer dem Hause zuzubringen. Margarethe hatte allmählich sich an Seeberg's ruheloses, vergnügungsfüchtiges Leben gewöhnt, und nicht mehr wie im Anfang ihrer Ehe mit Thränen, Bitten und Zürnen versucht, ihn davon zurückzuhalten. — Ihre Gedanken waren ganz mit dem kommenden kleinen Weltbürger beschäftigt; von den Mutterpflichten erhoffte sie das ersehnte Glück, welches sie in ihrem Eheleben nicht gefunden. Als ihre Stunde gekommen war und sie einem kräftigen kleinen Sohn das Leben gegeben, sah sie es als einen unerwarteten, außerordentlichen Liebesbeweis an, ihren Mann längere Zeit an ihrem Bette sitzen zu sehen.

Er war froh, glücklich und zärtlich, und empfand in diesem Augenblick das Glück und die Weihe dieser Stunde aufrichtig. Er sagte ihr, daß für Alles aufs Beste gesorgt sei, sie möge sich nicht aufregen und alle Wünsche äußern, die sie habe. Es würde ihm eine Wonne sein, sie zu erfüllen.

„Dann bleibe häufiger zu Hause bei mir, geliebter Mann“, hauchte sie. „Lerne Dich an unserem Kinde, unserem Sohne freuen, und trage die kleinen Unbequemlichkeiten, die sich einstellen werden, mit heiterer guter Laune!“

Er lächelte, nannte sie seine liebe, kleine, allerliebste Haustyrannin, und verließ sie, sogleich Elisabeth ins Schlafzimmer schickend.

Einige Tage waren vergangen. Das Befinden der jungen Mutter, sowie das des Säuglings war gut; Elisabeth schaltete und waltete in Küche und Kammer, pflegte die liebe Freundin und ließ es auch dem Manne an der gewohnten häuslichen Behaglichkeit nicht fehlen. An einem Abend, als Frau und Kind schon schliefen, und Elisabeth auch den Heimweg zum nahegelegenen Pastorat antreten wollte, kam Seeberg nach Hause. Seine Schritte waren unsicher, die Augen glühten, und ehe Elisabeth es sich versah, hatte er sie umarmt und geküßt mit den Worten: Weiß Gott, Elisabeth, Sie sind ein prachtvolles Mädchen! Sie hätten eigentlich meine Frau werden müssen, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie Sie mir gefallen!“

Entsetzt blickte Elisabeth ihn an! Kaum vermochte sie zu sprechen, so hatten Schreck und Überraschung ihre Glieder gelähmt. Aber mit einem kräftigen Ruck entwand sie sich seiner Umarmung und sagte mit bebender Stimme: „Sie sind betrunken, Herr Seeberg!“

„Oho“, lachte er, „wer wird sich so derbe ausdrücken! Ein kleiner Champagnerrausch ist noch nichts Schlimmes, und Sie sollten einen kleinen Spaß verstehen und nicht so böse werden“.

„Nichts Schlimmes nennen Sie Ihr Betragen?“ entgegnete Elisabeth entrüstet. „Vor wenig Tagen ist Ihnen ein Sohn geboren, da drinnen liegt Ihre liebe, engelsgute Frau und Sie schämen sich nicht, in dieser

weihevollen Zeit sich in Champagner zu betrinken, und die Freundin Ihres Hauses zu beleidigen!"

Seeberg kam zu sich. „Verzeihen Sie mir, Fräulein Elisabeth“, sagte er, „beurtheilen Sie mich nicht zu hart, suchen Sie den heutigen Zwischenfall zu vergessen! Lassen Sie es nicht meine Frau, mein Kind entgelten, wenn ich mich vergangen“.

Aus Elisabeths Augen stürzten Thränen, Seeberg stand verwirrt, fassungslos.

„O, weinen Sie nicht“, bat er.

Elisabeth hatte ihre Selbstbeherrschung wieder-gewonnen.

„Außer der persönlichen Kränkung“, sagte sie, „haben Sie mich um eine schmerzliche Erfahrung reicher gemacht. Ich glaubte an Sie, ich glaubte, daß Bildung, Herkunft, der Besitz eines so lieben Weibes wie Margarethe, das Geschenk eines Sohnes, daß das Alles die Macht besäße, einen Mann zu zügeln. — Der ungebildete Arbeiter trinkt Branntwein, der Gebildete Champagner, im Rausch sind sie beide gleich. Maßlos und treulos ist der Eine wie der Andere“.

Elisabeth näherte sich der Thür, um fortzugehen. „Es ist heute spät geworden, Fräulein Elisabeth, Sie dürfen nicht allein gehen“, sagte Seeberg, „ich weiß, daß Ihnen meine Begleitung verhaßt sein wird, so werde ich Ihnen in einiger Entfernung folgen, um zu sehen, daß Sie sicher Ihr Haus erreichen“.

Mit schnellen Schritten war Elisabeth bald zu Hause. Erstaunt blickte der Pastor in ihr erregtes, vom Weinen geröthetes Gesicht. Mit zitternder Stimme erzählte sie ihm das soeben gehabte Erlebniß.

Der Pastor in seiner guten, milden Weise suchte Elisabeth zu beruhigen. Er setzte ihr auseinander, daß derartige momentane Verirrungen eines Mannes noch keine Herzenssünde seien, wenngleich er sie streng tadle. — Elisabeth solle den Glauben an das Glück der Freundin, an die Änderung Seeberg's nicht so vollständig verloren geben; er fragte, warum sie, die allzeit Ruhige, Verständige, diesmal so ganz erschüttert sei?

„Weil die Erinnerungen meiner Kindheit wieder lebendig geworden sind, mein Vater“, sagte Elisabeth. „Weil ich an meinem Vater die Leidenschaft des Trunkes, die Ruhelosigkeit im Hause, die Treulosigkeit gegen meine Mutter frühe genug mit eigenen Augen wahrnehmen mußte. Wird nicht Seeberg auch über Margarethe Gram und Kummer bringen? Muß denn auch in gebildeten Kreisen die Ehe so oft ein Martyrium für die Frau sein?“

„Die Ehe“, erwiderte Pastor Thalberg, „ist nur in wenigen Fällen ein Martyrium. Ebenso selten ist sie ein Paradies! Dazwischen liegen viele, viele Stufen; die eheliche Liebe verträgt viel, glaubt viel, duldet und hofft viel. Ich habe in meiner nun schon langjährigen Amtsthätigkeit wenig Ehescheidungen und viel Versöhnungen erlebt. Es ist erstaunlich, auf welch' erschüttertem Untergrunde sich noch ein verhältnißmäßig leidliches Glück aufbauen kann! Freilich, die Frau muß vergeben können, nicht sieben Mal, sondern sieben mal siebenzig Mal. Aber ihr seid ja der bessere Theil der Menschheit, und so werdet ihr uns zum Segen, nicht wahr, meine Elisabeth?“

„Christus stellte höhere Anforderungen in der Ehe an den Mann, als an die Frau“, antwortete Elisabeth.

„Er vergab der Ehebrecherin, und sagt den Männern: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Ich habe darüber nachgedacht, mein Vater, warum der Heiland dieselbe Sünde verschieden beurtheilt!“

„Nun, mein liebes Kind“, sprach der Pastor gütig, „theile mir Deine Gedanken mit“.

„Des Mannes Leben ist reicher, als das des Weibes. Neben der Liebe geben Beruf, Ruhm, Ehre und Erwerb seinem Geiste Befriedigung, seiner Eitelkeit Nahrung, seinem Leben Reiz. Vermöge seiner stärkeren Leidenschaften hat er für seine Laster allezeit Entschuldigung. Das Weib hat gleich dem armen Manne im Evangelium, nur die Liebe und wiederum die Liebe. Getäuscht in der Liebe, wird es unglücklich, und sündigt es an Liebe und Treue, unselig und tausendfach elend. Dem reinigen, unglücklichen, von sich selbst und von der Welt verachteten Weibe giebt Christus Vergebung, dem selbstzufriedenen Manne nicht“.

„Du hast mir da ja ein wunderbares Motiv für meine nächste Predigt gegeben, meine Tochter“, sagte lächelnd der Pastor, „ich muß Dich zu meinem Adjuncten ernennen. Nein, erröthe nicht, Du hast recht gesprochen. Selbst für die Zahl derjenigen weiblichen Geschöpfe, die gesunken sind, trägt der Mann Verantwortung. Wir sollten die Führer sein. Wie Christus die Gemeinde, soll der Mann das Weib lieben, und gewiß würde es ihm dann von Herzen unterthan sein. Es liegt noch Vieles im Argen in dieser unvollkommenen Welt. Nun geh zur Ruhe, mein Kind, Deine Wangen brennen und deine Hand zittert in der meinen. Lege in Gottes Hand alle Deine

Sorgen, alle Deine Unruhe nieder. Er gebe Dir Frieden, damit Du morgen wieder das Gleichgewicht Deiner Seele findest“.

* * *

Albert Seeberg machte, nachdem er Elisabeth sicher in ihrem Daheim wußte, noch in der späten Abendstunde einen weiten Spaziergang, um seine von Wein, Scham und Selbstvorwürfen aufgeregten Nerven zu beruhigen. Selten im Leben war er so unzufrieden mit sich selbst gewesen! Die Art und Weise, wie Elisabeth mit ihm gesprochen, ihre Thränen, ihr Schmerz hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er achtete sie so hoch, wie er kaum ein Weib auf Erden achtete. Er stellte sich Margarethen in ihrer jungfräulichen Weiblichkeit, ihrer hingebenden Liebe vor. Er ließ ihr alle Gerechtigkeit widerfahren, er nannte sich schlecht, herzlos, verachtungswürdig, daß er ihre Liebe nicht mit gleicher Liebe erwiderte. Von einem Wesen, wie Elisabeth, den kleinsten Liebesbeweis als Gunst zu empfangen, ihre Anerkennung, ihr Lob zu erringen, dünkte ihm aller Mühe und Anstrengung werth.

Und wie damals als unverheiratheter junger Mann, so hatte er auch heute eine tiefe Beschämung erlitten. Sie dachte gering von ihm, sie, in deren Augen er so gern hoch stände! Würde er je im Stande sein, diesen Eindruck auslöschen zu können?

Er wußte genau, daß er in keinerlei innige Beziehungen je wieder zu Elisabeth treten könne. Ihr Vertrauen war getäuscht, ein unbefangener Verkehr, ein freundschaftliches Band für immer dahin.

„Vielleicht wenn ich Margarethe glücklicher mache,

mehr Genüge an häuslichen Freuden finde, das Studententhum, welches mir noch immer in den Gliedern steckt, abthue, — vielleicht lernt sie mich wieder achten“, so sprach er leise zu sich selbst. „Sie hat mich berauscht gesehen, ich flößte ihr Abscheu ein, ich täuschte sie in ihrem Vertrauen, denn sie glaubte an mich!“

„Sie glaubte an mich“, wiederholte er noch einmal. „Sie muß wieder an mich glauben lernen“.

Der Winter war vergangen und der Sommer nahte heran. Die Bewohner Rigas hatten nach gewohnter Weise die Frage genügend erörtert: „wo werden wir den Sommer zubringen?“ und ein Jeder rüstete sich, um am Strande oder auf dem Lande oder jenseits der Düna sein Sommerquartier einzurichten! Auch Elisabeth traf ihre Vorbereitungen, um mit dem lieben Pastor nach dem stillen Karlsbad überzusiedeln. Für sie war der Winter in ruhiger, einförmiger Thätigkeit vergangen. Sie hatte das Gleichgewicht ihrer Seele wiedererlangt, doch war die Freude an den Besuchen bei der Freundin getrübt, weil das häßliche Erlebniß nicht so bald aus dem Gedächtniß weichen wollte, und ein Zusammensein mit Seeberg ihr peinlich war. Aber Margarethens Gatte benahm sich so correct, war so ernst und männlich, so häuslich und lebenswürdig, daß Margarethe immer aufs Neue das Glück pries, ein Kind zu haben, denn sie schrieb der Vaterwürde diese liebsame Veränderung Seeberg's zu. Auf der Taufe des Kleinen, wo Elisabeth eine der Puthen war, und das Kind in ihren Armen hielt, hatte Seeberg, nachdem die heilige Handlung vorüber, seinen Knaben genommen, ihn geküßt, und leise, nur für Elisabeth vernehmlich, gesagt:

„Möchte er besser als sein Vater werden!“ Er hätte gern hinzugesetzt: „möchte er Ihnen gleichen, Fräulein Elisabeth“, fürchtete aber, Elisabeths Mißtrauen aufs Neue zu erregen.

Elisabeth freute sich auf die ländliche Stille Karlsbads und sah mit Interesse dem Besuche des jungen Hans Thalberg entgegen. Sie hoffte für ihren lieben Pflegevater geistige Anregung und Herzenserfrischung durch den Umgang mit dem jungen Neffen, der mit Auszeichnung sein medicinisches Examen bestanden und den Doctorhut errungen hatte. Und so kam denn auch eines Tages mit einem Gepäckträger ein etwas bleicher, schwächlicher junger Mann an, der den Pastor und Elisabeth gerade beim gemüthlichen Nachmittagskaffee auf der Veranda antraf. Herzlich bewillkommnete der Pastor seinen Neffen, den er erst am folgenden Tage erwartet hatte. Die ersten üblichen Fragen und Erklärungen, die ein überraschendes Kommen mit sich bringt, fanden statt, dann wandte sich der junge Mann fragend zum Pastor und sagte: „Onkel, willst Du mich nicht dem Fräulein vorstellen?“

„Das ist ja meine Elisabeth“, erklärte der Pastor, „Du bist ihr längst bekannt als mein Nefte Dr. med. Hans Thalberg, und ihr Name ist Elisabeth Skalling“.

„Nun müssen Sie gleich eine Tasse Kaffee trinken, Herr Doctor“, sagte Elisabeth freundlich, „und ich lasse Ihre Sachen auf Ihr Zimmer bringen. Gleich bin ich wieder hier!“

Der junge Mann sah ihr gedankenvoll nach. „Onkel, ich dachte, Ihr hättet ein einfaches kleines Lettenmädchen erzogen, dies ist ja aber eine vollständige junge Dame“.

Der Pastor lachte. „Eine vollständige Dame“, bestätigte er, „und obendrein ein Wesen, das Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, ein wahrer Schatz, für den ich Gott täglich danke. Doch Du wirst sie ja selbst kennen lernen und mit mir in ihr Lob einstimmen. Nur ihre eigenen kleinen Marotten hat sie, dazu gehört der wirklich feste und aufrichtige Entschluß, nicht heirathen zu wollen, weil sie in früher Kindheit bei ihren eigenen Eltern traurige Ehescenen erlebt hat“.

„Das gefällt mir“, entgegnete der junge Mann, und wollte noch fortfahren, als Elisabeth mit der dampfenden Kaffeekanne eintrat, und dem Gast einschänkte.

„Ich hoffe, mein lieber Junge“, sagte der Pastor herzlich, „Du wirst Dich hier recht erholen. Die herrliche Seeluft, Elisabeths vortreffliche Küche werden das Ihrige thun, und Du mußt mir Dein Wort geben, die Bücher eine Weile ganz ruhen zu lassen“.

„Das werde ich, lieber Onkel“, versicherte Hans Thalberg. „Ich sehne mich nach Erholung von allen wissenschaftlichen Arbeiten, werde den ganzen Tag Wald- und Seeluft athmen und ein rechtes Schlaraffenleben führen“.

„So ist's Recht“, bekräftigte der Pastor, „und nun komm und laß Dir die Räumlichkeiten unserer kleinen Strandwohnung und zugleich Dein Zimmer zeigen“.

* * *

Hans Thalberg fühlte sich wirklich schon nach wenig Tagen ganz heimisch in dem Hause seines Onkels, den er seit seiner Kinderzeit nicht wiedergesehen. Auch Elisabeth mit ihrem freundlich sanften und doch energischen

Charakter berührte ihn sehr sympathisch. Allabendlich wandelte er mit ihr am See-strande (der Pastor setzte sich gewöhnlich bald auf eine Bank vor den Badehütten nieder und ließ das junge Paar weitergehen). Er wunderte sich, wie reich der Strom der Unterhaltung mit ihr dahinsfloß; er fühlte sich veranlaßt, ihr gegenüber Erlebnisse und Verhältnisse zu berühren, die er selten mit Freunden besprach. Elisabeth flößte ihm Vertrauen ein, und auch sie sprach frei und unbefangen mit ihm, wie mit einem guten Kameraden.

Eines Abends fragte Hans Thalberg: „Ist es wahr, Fräulein Elisabeth, was mein Onkel behauptet, daß sie sich nicht zu verheirathen wünschen?“

„Ja, es ist so“, sagte Elisabeth.

„Welche merkwürdige Übereinstimmung zwischen uns, rief Hans Thalberg aus“, „auch ich gedenke nicht zu heirathen“.

„Ich habe in meinem noch jungen Leben leider Männer niedriger Art kennen lernen müssen, die mir den Muth zur Ehe genommen haben“, erklärte Elisabeth.

„Männer!“ rief Hans Thalberg. „Nein, Fräulein Elisabeth, es sind die Frauen, die falchen, herzlosen, koketten Frauen, die uns Männern Scheu einflößen vor der Ehe.“

„Diese Ansicht ist mir neu“, sagte Elisabeth. „Mehr oder weniger sind die Frauen meiner Bekanntschaft an der Seite ihres Ehemanns zu bemitleiden gewesen. Ausgenommen meine Pflegemutter, denn wer könnte anders als glücklich leben mit einem so liebenswürdigen Manne, wie Ihr verehrter Onkel! Auch Sie haben erlebt, daß

Ihre Mutter an der Seite Ihres Vaters kein beneidenswerthes Loos hatte."

"Das ist allerdings wahr", bestätigte Hans Thalberg. "Meines Vaters schroffe, despotische Weise lastete auf uns wie ein schwerer Druck. Ich habe eine recht freudlose Kindheit verlebt! Freilich suchte meine liebe Mutter auszugleichen, so viel sie vermochte, aber welche Angst durchlebten wir, wenn ein dummer Knabenstreich meinem Vater verheimlicht werden sollte. Und welche Auftritte gab es, wenn er dennoch entdeckt ward! Nichts verwirrt und befürmert mehr das Herz eines Kindes, als wenn es Zwietracht bei den Eltern sieht".

"Ich weiß es!" sagte Elisabeth mit einem Seufzer!

"Auch Ihre Kindheit war getrübt durch Zwietracht der Eltern", fuhr Hans fort. So Manches ist gleich in Ihrem und meinem Leben. Wie zu einer Schwester habe ich Vertrauen zu Ihnen. Sagen Sie mir, darf ich Sie als solche betrachten?"

"Von Herzen gern", erwiderte Elisabeth, "und ich hoffe, Ihr Vertrauen nicht zu täuschen!"

Als Hans später mit seinem Onkel allein war, gab er den Gefühlen, die ihn beseelten, Ausdruck in den Worten: "Onkel, welch' ein herrliches, prächtiges Mädchen ist Deine Pflögetochter! Sie ist so recht zur Freundschaft geschaffen! Man kann sich ihr gegenüber so frei und unbefangen geben, weil sie gar nicht wie so manche andere Mädchen an engere, zärtliche Beziehungen denkt! Wie gut habt Ihr es getroffen, als Ihr dieses liebe Wesen in Euer Haus nahmt".

"Ja, Gott sei gepriesen", sprach der Pastor. "Auch

meine geliebte Frau segnete jeden Tag, den Elisabeths starker und liebreicher Charakter ihr verschönte. Sollte ein Mann jemals ihr Vorurtheil gegen die Ehe besiegen, so bekommt er einen Schatz an ihr“.

* * *

„Fräulein Elisabeth“, hub Hans Thalberg eines Abends beim gewohnten Strandspaziergang an, „ich habe Ihnen noch nicht erzählt, wie mein Vorsatz entstanden, nicht zu heirathen“.

„Ich bin begierig, es zu erfahren“, versetzte Elisabeth, „wollte Sie aber nicht darum fragen“.

Hans sah eine Weile schweigend vor sich hin und sagte dann: „Ich weiß nicht, ob es recht und passend ist, gerade Ihnen dies mitzutheilen, aber da ich Sie als meine Schwester betrachte, so möchte ich mein Herz durch Aussprechen erleichtern. Ich verkehrte als Student in einer Familie, an die ich Empfehlungen hatte. Es war ein etwas ungleiches Ehepaar, der Mann bedeutend älter als die Frau, aber ein edler, liebenswerther und gütiger Ehemann. Die Frau jung, hübsch, lebenslustig und kokett!“

Hans machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Es dauerte nicht lange, so hatte ich unzweideutige Beweise ihrer Gunst, und ich scheuer, verlegener Bursche war innerlich bis über die Ohren verliebt in die schöne Frau. Doch verehrte ich den Ehemann viel zu sehr, um diesen Gefühlen anders Raum zu geben als im geheimsten Winkel meines Herzens. Eines Abends, als ich dort war, holte in Anlaß eines Gespräches der Mann ein Werk mit Abbildungen herbei, um uns etwas zu zeigen. Sie

trat an ihn heran, legte ihren Kopf lieblosend an seine Schulter, und drückte hinter seinem Rücken mir zärtlich die Hand. Ich erschraf und hatte Mühe, meine Fassung zu behaupten! Ich könnte Ihnen noch viele derartige Züge mittheilen, wie sie unter der Maske einer liebenden Frau ein Doppelspiel trieb, welches mich mit Abscheu hätte erfüllen sollen, aber mich dennoch in viele Kämpfe verwickelte, worin Liebe, Eitelkeit und Verachtung mit einander stritten. Endlich fand ich die Kraft, das schöne falsche Weib zu meiden. Meine Ideale, die ich mir über das Weib gebildet, waren vernichtet, und ich beschloß, nie zu heirathen."

"Haben Sie sich ganz und vollständig losgelöst von dieser Frau?" fragte Elisabeth, "oder ist es nur die Entfernung, die Ihnen die Kraft der Entfagung giebt? Würde ihre Gegenwart nicht wieder den alten Zauber ausüben?"

"Ich glaube, ich könnte jedem Wiedersehen mit ihr mit größter Ruhe entgegensehen, um so mehr, da von meiner Seite vielleicht Gedankensünden, aber keine anderen Vergehungen vorliegen. Nie würde ich wieder in ihre Netze gerathen".

"Das sollte mich freuen", sagte Elisabeth. "Die meisten Männer sind schwach gegen ihre Leidenschaften, sie erkennen das Richtige, aber der Moment reißt sie unweigerlich hin und die Reue kommt zu spät. Ich habe solche Frauen, wie Sie mir eben eine geschildert, nie zu kennen Gelegenheit gehabt. Wollte Gott, Sie begegneten einem Wesen, dem Lüg und Trug und Falschheit unmöglich, und welches zugleich alle Ihre Ideale an Jugend, Schönheit,

Reinheit erfüllt. Ich verstehe vollkommen Ihren Entschluß, die Ehe zu meiden. Wo das Vertrauen fehlt, da kehrt auch die Liebe nicht ein, und ohne Liebe und Vertrauen sollte kein Ehebund geschlossen werden“.

Die Sonne war nun ganz ins Meer gesunken. Farbige Wolkenstreifen, die sich wunderbar im Wasser spiegelten, glänzten am Himmel. Die ganze Natur athmete Schönheit und Frieden. Stumm versenkten sich die beiden jungen Leute in dies herrliche Naturschauspiel.

Wie Schuppen fiel es Hans von den Augen. Das Wesen, von welchem Elisabeth ahnungslos gesprochen, dem Lug und Trug unmöglich, zu dem er das tiefste Vertrauen fühlte, dies Wesen war ja Elisabeth selbst. An ihrer Seite, gefesselt durch die heiligen Bande der Ehe, durchs Leben zu gehen, erschien ihm Wonne und Seligkeit. Er hätte jetzt gleich zu ihr treten und ihr sagen mögen: „Elisabeth, ich war ein Thor! Wer Dich kennt, muß Dich lieben, und ein Jeder ist geborgen, der an Deiner Seite leben darf. Du vermagst Muth, Hoffnung, Vertrauen jedem getäuschten Herzen wiederzugeben!“ Aber sie stand so ruhig und hoheitsvoll da, auf ihren ernstesten Zügen lag noch der Abendsonnenschein, und er konnte nicht ergründen, was in ihrem Innern vorgehen mochte.

„Hans“, sagte einige Tage darauf der Pastor, als sie mit Elisabeth beim Nachmittagskaffee saßen, „was sind nun Deine nächsten Pläne für die Zukunft? — Willst Du Dich dem Lehrfach widmen, oder wo willst Du als freipracticirender Arzt Deine Wohnstätte aufschlagen?“

„Ich habe Pläne ganz eigener Art, lieber Onkel“, antwortete Hans. „Ich möchte in unserem Livland an

geeigneter Stelle unweit der Düna in schöner Waldluft eine Anstalt bauen, und dort als Arzt meine Hilfe den Kranken und Leidenden widmen. Freilich ist das Capital, das Erbtheil von meinem Vater, nicht vollkommen ausreichend, dennoch ließe sich damit meine Idee verwirklichen“.

„Der Plan ist nicht übel“, meinte der Pastor. „Würde aber Deine Mutter als weibliche Leiterin dem Ganzen vorstehen können? Abgesehen von ihrem Alter und ihrer Kränklichkeit eignet sich ihr ängstlicher, etwas passiver Charakter nicht zu solch' einem Amt“.

„Nein, meine Mutter auf keinen Fall“, warf Hans lebhaft ein.

„Wenn ich nicht für meinen lieben Vater zu sorgen hätte“, mischte Elisabeth sich ins Gespräch, „so würde ich um die Stelle einer Oberin bitten. An einer Anstalt wirken, wo Alles geordnet zugeht, den Kranken Pflege und Wohlsein zukommen zu lassen, Wunden verbinden, viel zu sorgen und zu schaffen haben, das habe ich mir immer als schönen Lebenszweck gedacht“.

„Ja, Elisabeth wäre wie geschaffen zu solch' einem Beruf“, meinte der Pastor, „aber ich kann und will mein Töchterchen nicht entbehren“.

Wie gern hätte Hans Thalberg wieder gesagt: „Onkel, gib sie mir; Elisabeth, sei mein, werde mein Weib, meine Gehilfin, und ich bin grenzenlos glücklich!“ Aber Bangen und Zagen schloß ihm den Mund.

Es kamen Regentage. Hans Thalberg war unruhig in seinem Gemüth. Er griff zu seinen Büchern, aber die Gedanken, die ihn erfüllten, ließen ihn nicht zur rechten Sammlung kommen. — Da trat Elisabeth erregt in

sein Zimmer. „Schnell, schnell, kommen Sie, Herr Doctor, ein junger Mann ist vom Pferde gestürzt bei unserer Thür, er liegt besinnungslos“.

Hans eilte rasch herbei. Mit Hilfe des Hauswirthes wurde der Verunglückte ins Haus getragen, der junge Arzt fing an, ihn zu entkleiden und seine Untersuchungen anzustellen. — Elisabeth leistete hilfreiche Hand. Ohne Prüderie, mit dem vollen Ernst, den die Sache erforderte, war sie beschäftigt, auf des Arztes Geheiß kalte Eisumschläge zu bereiten. Der junge Mann kam zum Bewußtsein und schlug mit einem kurzen Schmerzenslaut die Augen auf. Allmählich konnte er über sich Auskunft geben. Er nannte sich Victor v. Felsen, war seit wenig Tagen Gast im Curhause zu Dubbeln und erwartete dort Verwandte, die auch den Sommer daselbst zubringen wollten. Er verlangte dringend, in sein Hôtel gebracht zu werden. Hans traf Vorkehrungen, damit der Leidende möglichst schmerzlos transportirt würde, und begleitete selbst den Kranken nach seiner Wohnung.

Elisabeth blieb allein! Der Pastor war am frühen Morgen in Amtsgeschäften nach Riga gefahren und konnte erst am Abend zurückkehren. Zum ersten Mal hatte sie Hans in seiner Eigenschaft als Arzt gesehen und er hatte ihr gut gefallen. Wie ernst und besonnen hatte er sich gezeigt, wie milde und theilnehmend den Kranken behandelt, und in echt menschlicher Sorge um sein Wohl ihn sicher geleitet. Sie gedachte an alle Beweise des Vertrauens, die er ihr bereits gegeben, an seine herzliche brüderliche Zuneigung, die ihr so wohl that. Aber er war verändert in den letzten Tagen! Er mied sie und war weniger

gesprächig als sonst. „Ob ich ihn verletzt habe?“ dachte Elisabeth! „Ich wollte, er sagte es mir, damit ich wüßte, wie ich es wieder gutmachen könnte!“

Hans hatte auf dem Heimweg von Dubbeln nach Karlsbad nur einen Gedanken: „ich muß Entscheidung haben“. Auf's Neue war ihm klar geworden, wie sehr er Elisabeth liebe, wie ganz sie den Anforderungen entsprach, die er an sein künftiges Weib stellte. Er war unnuhig, als er bei seiner Ankunft den Onkel vorfand, dem soeben das Ereigniß von Elisabeth mitgetheilt worden war. Der Pastor erging sich in Tadel über die Unvorsichtigkeit junger Leute, die bei ihren Reitversuchen menschenleere Plätze und Wege, und nicht Landstraßen zur Übungsstrecke wählen sollten.

Es bot sich für Hans Thalberg kein geeigneter Moment, Elisabeth seine Herzensfrage vorzulegen.

Mit der festen Absicht, am morgenden Tag eine Entscheidung herbeizuführen, begab er sich zur Ruhe.

* * *

Am anderen Morgen lachte die Sonne wieder heiter auf Wald und Strand hernieder. Der Vormittag verging mit dem üblichen Baden, und als nach der Mittagsmahlzeit der Pastor sich zu einem kleinen Schläfchen zurückgezogen hatte, setzte sich Hans Thalberg zu Elisabeth, die in der Veranda mit einer Handarbeit beschäftigt war.

„Elisabeth“, begann er, ohne große Einleitung, „ich sagte Ihnen vor einigen Wochen, welch' großes Vertrauen Sie mir einflößten, und ob Sie meine Schwester sein wollten? Heute muß ich Ihnen sagen, daß dieses Band mir nicht mehr genügt! Nicht meine Schwester, Elisabeth,

werden Sie mein Weib, meine Gehilfin, meine Freundin fürs Leben!"

Einen Augenblick hatte Elisabeth überrascht aufgesehen, dann flog ein freudiges Erröthen über ihre Züge und sie blickte den jungen Mann liebevoll an. Als er aber, von inneren Empfindungen getrieben, sich ihr nähern wollte, machte sie eine leicht abwehrende Handbewegung und sagte mit bewegter Stimme:

„Hören Sie mich an, lieber Hans, und zürnen Sie mir nicht ob der Worte, die ich jetzt sprechen werde. Nicht werde ich Ihnen mit meinem jugendlichen Gelöbniß, nicht heirathen zu wollen, kommen, denn wie es entstanden unter ernstern Erfahrungen, so will ich meinem Herzen nicht wehren, wenn ein schönes Vertrauen die traurigen Erlebnisse auslöschen will. Doch ich fürchte, lieber Hans, Sie täuschen sich über Ihre Gefühle! Meine praktischen Anlagen sind es vielleicht, die Sie auf den Gedanken gebracht haben, mich zu Ihrer Frau, Ihrer Gehilfin zu erwählen. Ich bin weit davon entfernt, eine leidenschaftliche Liebe zu beanspruchen, denn ich selbst kann eine solche nicht geben, wohl aber beanspruche ich eine starke, treue Liebe, die nicht wankt und weicht und nicht abirrt vom erwählten Wege. Ich bin nicht schön und reizvoll, mein junges Leben ist mit Erinnerungen belastet, die sonst der Jugend fern liegen. Ich bin von einfacher Herkunft, mein Vater war ein Trunkenbold. Sie sind so jung, Sie neigen zum Idealismus, Sie kennen Ihr eigenes Herz nicht genug. Vielleicht liegt ein wenig Feigheit und Egoismus darin, daß ich den Weg, den so viele Frauen in der Ehe wandeln, nicht gehen möchte! Daß ich meine Zukunft auf

ein sicheres Glück, welches meine Kräfte entwickelt und nicht lähmt, aufzubauen wünsche“.

„Also einfach, Sie trauen mir nicht, Elisabeth“, sagte Hans mit gerunzelter Stirn. „Sie weisen meine aufrichtige, starke, treue Liebe zurück“.

„Nein, Hans“, antwortete Elisabeth innig, „ich weise sie nicht zurück! Lassen Sie mich aussprechen! Ich möchte, daß die Worte, welche Sie heute zu mir gesprochen haben und die mich trotz Allem tief beglücken, als unausgesprochen zwischen uns gelten. Denken Sie nach einem Jahr noch ebenso, fühlen Sie, daß Sie mir Ihre starke, treue Liebe fürs Leben geben können, so bin ich die Ihre. Bis dahin sollen Sie frei sein, ganz frei! Ich bleibe Ihre Schwester, Ihre Freundin, und wenn sich der schöne Traum für mich nicht erfüllt, mit Ihnen und für Sie zu leben, so kann ich doch mit gesunder Seele weiter und anders wirken und schaffen. Doch als Ihr Weib im günstigsten Falle vielleicht zu sehen, daß Sie in qualvoller Pflichttreue an meiner Seite leben, während Ihr Herz für eine Andere schlägt, das, Hans, könnte ich nicht ertragen“.

Das Rauschen eines Kleides, Schritte wurden hörbar, und in die Veranda trat eine hohe, schöne Frauengestalt, welche freudig auf Hans zueilte und ihm die Hand drückte. „Mein lieber Herr Doctor“, rief sie, „welch' merkwürdiger Zufall, daß gerade mein Stiefbruder vor Ihrer Behausung vom Pferde stürzen mußte, und Sie ihm Ihre geschickte ärztliche Hilfe angedeihen lassen konnten! Wir sind soeben in Dubbeln eingetroffen, aber ich mußte sogleich zu Ihnen, um Ihnen zu danken. Da kommt auch mein Mann und der Herr Pastor“.

In der That trat der Pastor mit dem Gemahl der schönen Frau ein, und dieser wandte sich sogleich nach der üblichen Begrüßung mit freundlichen Dankesworten an Elisabeth. Aus dem lebhaften Gespräch, welches nun stattfand, entnahm Elisabeth, daß sie die Frau vor Augen hatte, welche in Jurjew Hans Thalberg in so mannigfache Herzenskämpfe verwickelt hatte. Frau von Koschau machte Hans liebevolle Vorwürfe, daß er in der letzten Zeit seiner Anwesenheit in Jurjew ihr Haus gemieden, daß sein eifriges Studium ihn wohl entschuldige, aber jetzt müsse er wieder gut machen, was er verabsäumt, und den Rest des Sommers in Dubbeln ihr täglicher Gast sein. „Auch jetzt“, schloß sie ihre Rede, „muß ich Sie entführen, denn mein Bruder verlangt sehnlichst nach Ihnen. Die Ihrigen werden verzeihen, wenn ich Sie gleich mit uns nehme“. Mit diesen Worten erhoben sich die Fremden, verabschiedeten sich und fuhren mit Hans nach Dubbeln. Der Pastor kehrte zu seinem unterbrochenen Mittagschläfchen ins Haus zurück, Elisabeth aber stand noch lange am Gitterzaun und sah dem davonsahrenden Wagen nach.

Wie jung und schön war die Frau, wie heiter und sprühend, wie lebenslustig! Wie selbstverständlich erschien es, zu thun, was sie wollte! Wie unvorbereitet trat sie gerade in diesem Augenblick hinzu, als eine Frage fürs Leben entschieden werden sollte! Elisabeth dachte sich in die Situation hinein, wenn sie als Braut ihr gegenüber gestanden hätte! Aber hätte dies die Sachlage geändert? Würde nicht Hans ebenso schnell und bereitwillig der schönen Frau gefolgt sein, da sein ärztlicher Rath verlangt wurde?

War es richtig gewesen, daß sie Vorsicht und Überlegung hatte walten lassen, oder hätte sie sich der ersten natürlichen Regung überlassen sollen? Schiller's Worte kamen ihr in den Sinn: „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ — „Mag es sein“, sprach sie halblaut vor sich hin. „Noch kann ich ihn entbehren und aus dem Schmerz der Entsagung mein inneres Sein retten! Später, wenn heilige Bande uns vereinigen, nicht!“

Am Abend kehrte Hans spät von Dubbeln zurück. Er hatte viele freundliche Eindrücke empfangen. Sein Patient befand sich leidlich, der Abendspaziergang am Meer war prachtvoll gewesen und das Ehepaar Roschau voller Dank und Güte gegen ihn. Er hatte versprechen müssen, schon am morgenden Tage wieder nach seinem Kranken zu sehen.

In seinem Verhältniß zu Elisabeth war eine Spannung eingetreten; der alte vertraute Ton wollte nicht wieder anklingen. Seine männliche Eitelkeit hatte doch einen Stoß erlitten. In seiner Brust stritten verschiedene Stimmen. Die eine sagte: „Sie liebt Dich nicht, sie ist kalt und gefühllos und hat am Ende Recht, Dich vor einer Übereilung zu warnen!“ Die andere rief vernehmlich: „Ein Mädchen wie Elisabeth ist wahrlich einer ganzen ungetheilten Mannesliebe werth, und würde man auch sieben Jahr um sie wie Jacob um Rahel“.

Hans Thalberg verbrachte nun größtentheils seine Zeit in Dubbeln. Bald war sein Patient genesen, und mußte nur noch Vorsicht beobachten, aber die schöne Frau wußte Hans dennoch zu veranlassen, wieder und wieder

zu kommen. Sie bedurfte seiner in tausend Dingen. Er theilte mit den neuen Freunden Lustbarkeiten und Bälle, und so still und einfach die erste Hälfte des Sommers ihm vergangen war, so unruhig und geräuschvoll verlebte er die zweite.

Zuweilen, wenn er Abends am Meeresstrande an der Seite der schönen Frau, Elisabeth mit seinem Onkel begegnete, und diese mit ihren ernstesten Augen das Paar streifte, überkam ihn ein eigenes Gefühl! Wohl wollte er sich einreden: „Ich thue ja nichts Böses und Unerlaubtes! Ich liebe Frau von Roschau ja nicht und wenn ich in ihrer Nähe Scherz und Amusement suche, so ist das doch kein Unrecht!“ Und wieder sagte die andere Stimme in seinem Innern: „Hat Elisabeth nicht Recht, ihren künftigen Gatten auf den Wankelmuth der männlichen Natur zu prüfen! Kann sie jetzt nicht mit Recht glauben, daß ihre Gesellschaft mir nicht mehr genügt?“

Dann nahm er sich am Abend vor, den nächsten Tag in altgewohnter Weise bei den Seinen zu verleben! Doch regelmäßig erschien dann die schöne Frau in eigener Person und wußte in irgend einer scheinbar wichtigen Angelegenheit ihn zu veranlassen, ihr doch seine Zeit zu widmen.

In dieser Zeit vielen Alleinseins beschloß Elisabeth eines Tages, ihrer Freundin Margarethe einen Besuch abzustatten, und fuhr zu dem Zweck in die Stadt. Seebergs hatten im Anfang der Vorstadt eine hübsche Wohnung mit einem allerliebsten Garten, und in diesem fand Elisabeth ihre Freundin mit dem Kleinen. Nachdem sie den kleinen Buben genügend bewundert hatte, der prächtig gediehen

war seit der Zeit, wo sie ihn zuletzt gesehen, setzten sich beide Freundinnen in die kleine Laube. Bald stand auf dem Gartentisch die dampfende Kaffeekanne, deren Inhalt in der frischen Luft vortrefflich mundete. Margarethe sah gesund und glücklich aus. „Du glaubst nicht“, sagte sie zu der Freundin, „wie viel schöner mein zweites Ehejahr ist, als das erste war. Albert hat sich so verändert, er ist so häuslich geworden, denke Dir, er ist aus mehreren Vereinen ausgetreten, in denen er Mitglied war, nur um mehr mir und dem Kleinen zu leben. Im ersten Jahr, ich darf es jetzt wohl eingestehen, glaubte ich oft, er liebe mich nicht recht, aber jetzt, liebe Elisabeth, bin ich ganz glücklich und zufrieden!“

Seeberg war mittlerweile nach Hause gekommen und begrüßte Frau und Freundin im Garten. „Wir haben Dir allen Kaffee ausgetrunken, böser Mann, warum kommst Du auch so spät?“ rief scherzend Margarethe. „Elisabeth muß bald wieder fort, und wir konnten nicht warten“.

„Ich hoffe, meine kleine Frau hat Erbarmen und bereitet noch eine zweite Auflage“, bat Seeberg.

„Nun, da Du immer sagst, ich sei besser als Du, muß ich dies Erbarmen wohl ausüben“, lachte Margarethe und ging mit der leeren Kanne in das Haus.

Seeberg und Elisabeth waren allein.

„Margarethe hat mir viel von ihrem Glück erzählt, Herr Seeberg“, sprach letztere, „ich danke Ihnen“.

„Sie hatten ein Recht, daran zu zweifeln, Fräulein Elisabeth“, sagte er ernst. „Ich wünsche innig, daß diese Sorge von Ihnen weichen möchte. Aber Sie

vermögen wohl nicht, daran zu glauben, mir zu vertrauen?"

„Und wenn ich es thäte, Herr Seeberg! Wenn Sie wüßten, wie gern ich vertraue! Wie ich Kraft und Selbstbeherrschung an einem Manne schätze, an die zu zweifeln ich oft Gelegenheit hatte!“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Elisabeth“, erwiderte Seeberg.

Margarethe trat nun mit der „zweiten Auflage Kaffee“ heran, und schänkte ihrem Manne ein. Dann holte sie den Kleinen, er mußte den Papa begrüßen und auch auf seinem Schoße sitzen. Die Zeit verging schnell, Elisabeth mußte aufbrechen, um mit dem bestimmten Zuge nach Karlsbad zu kommen. Herzlich verabschiedeten sich die Freundinnen, Seeberg wollte Elisabeth noch an die Bahn geleiten, sie lehnte es aber dankend und entschieden ab.

Nachdenklich lehnte Elisabeth im Eisenbahnwaggon, und ließ die eben genossenen Eindrücke sich noch einmal durch den Sinn gehen! Sie nahm ein friedliches, glückliches Bild von den Freunden mit. Innig wünschte sie, daß es bleibend sein möchte. Als sie in Karlsbad aus dem Zuge stieg, fand sie ihren alten, lieben Pflegevater am Bahnhof.

„Ich habe Dich so sehr vermißt, mein liebes Kind“, sagte er zärtlich, „es war so still im Hause ohne Dich! Unser Doctor ist natürlich in Dubbeln bei der schönen Frau. Mich trieb die Sehnsucht, Dich zu erwarten“.

„Wir beide gehören zusammen, mein Vater“, versetzte Elisabeth, „und wollen einander nicht verlassen. Wir werden nie einander überdrüssig sein, und nicht nach

Freuden jagen, die der Eine mit dem Andern nicht theilen kann. O wenn Sie wüßten, wie glücklich ich bin, Ihr Kind zu sein!"

* * *

Frau von Roschau lag in ihrer Hängematte, die in einem versteckten, lauschigen Winkel des Parkes hing, und Hans saß daneben und betrachtete sie prüfend. Das noch vom Baden aufgelöste dunkle Haar umfluthete schmeichelnd das feine Oval ihres Gesichtes, und die weißen Arme, die die offenen Ärmel des Morgenkleides enthüllten, lagen gekreuzt unter dem Haupt. Er mußte an ein anderes, viel weniger regelmäßiges Antlitz denken, an glatte blonde Flechten, die kunstlos am Hinterhaupt zu einem Knoten befestigt waren, und an Hände und Arme, welche rastlos thätig waren und Spuren der Arbeit zeigten. Als ob Frau von Roschau den Gegenstand seiner Gedanken errieth, fragte sie plötzlich ganz unvermittelt: „Nicht wahr, die Wirthschafterin Ihres Onkels kam schon als Kind in sein Haus?"

„Sie brauchen nicht die rechte Bezeichnung, gnädige Frau“, erwiderte Hans, „Fräulein Elisabeth ist die Pflegetochter meines Onkels und widmet ihm als solche ihre Pflege und ihre Sorgfalt“.

„Nun ja, nun ja“, sagte Frau von Roschau. „Es war wohl ein sehr gewagtes Unternehmen von Ihren Verwandten, so aus der Hefe des Volkes ein Kind bei sich aufzunehmen, welches nicht mehr jung genug war, um die Eindrücke seiner ersten Kindheit zu vergessen“.

„Es kommt ganz auf die Auffassung an, gnädige Frau! Bei welchen größeren Entschlüssen wagt man nicht

viel? Bei allen Liebeswerken des Lebens wagt man stets Einbuße seiner Bequemlichkeit, Behaglichkeit, Gemüthsruhe. Sollte man sie deswegen unterlassen?"

„Man kann auch in anderer Art Liebeswerke üben, ohne sich zu derangiren“, meinte Frau von Roschau. „Ich spende z. B. reichliche Geldmittel für die Armen meines Gutes, für die Kirche und Schule, ja ich kann wohl sagen, so leicht geht ein Armer nicht unbeschenkt von mir!“

„Geld zu geben, wenn man die Mittel hat, gnädige Frau“, meinte Hans lächelnd, „ist jedenfalls das bequemste Liebeswerk“.

„Ach, Sie Idealist“, rief Frau von Roschau, „ich soll wohl wo möglich selbst in die Hütten der Armuth gehen, und mir von dort ein schmutziges, verwahrlostes Kind holen, damit es mir später Scham und Schande bereitet?“

„Es giebt eine Reinheit der Seele“, sagte Hans ernst, „welche durch das Kennen der natürlichen Vorgänge im Leben nichts einbüßt. Hingegen giebt es sogenannte unschuldige Kinder und Mädchen, deren Seele unrein und unkeusch ist“.

Frau von Roschau machte eine Bewegung und ihr niedlicher Morgenschuh fiel vom Fuße. Hans bückte sich und überreichte ihr denselben, sie streckte ihm aber ihren kleinen Fuß entgegen und sagte: „In der Hängematte ist man hilflos, ziehen Sie mir, bitte, den Schuh an“.

„Verzeihen Sie, in allen derartigen Toilettenangelegenheiten bin ich ungeschickt und unbrauchbar“, entschuldigte sich Hans mit einem flüchtigen Erröthen.

Nichts verletzt eine Frau mehr, als wenn sie eine Zurückweisung einer Huldbezeigung empfängt, und auch der Mann empfindet ein peinliches, beschämendes Gefühl, sei die Ursache seiner Zurückweisung nun Verlegenheit, Scheu oder wirkliche Tugend!

So entstand auch in diesem Augenblick eine peinliche Stille, aber schon in der nächsten Secunde lachte Frau von Roschau, erhob sich aus ihrer Hängematte und sagte zu Hans: „O Sie wunderlicher Heiliger!“

Sie traten den Rückweg zum Curhause an, denn die Mittagsstunde mit dem üblichen Toilettenwechsel nahte heran. Die Unterhaltung war gezwungen. Beim Abschied fügte Frau von Roschau nicht die übliche Mittagseinladung hinzu, und Hans ging durch den Wald nach Karlsbad.

Er wußte nicht recht, ob er mit sich zufrieden oder unzufrieden sein sollte? „O, Sie wunderlicher Heiliger!“ hatte sie gesagt. Wieder jagte eine heiße Blutwelle über sein Antlitz. Was wäre denn Schlimmes dabei gewesen, wenn er ihr den Schuh angezogen hätte, wengleich er sich innerlich als verlobt betrachtete? Aber er wußte zu wohl aus jener Jurjewer Zeit, daß bei dieser Frau eine feste Schranke einzuhalten geboten war.

Nachdem er dies Gefühl der Beschämung überwunden, überdachte er ruhig die jüngst verlebte Zeit. Nur wenige Tage blieben ihm noch zum Aufenthalt am Strande. Eine tiefe Sehnsucht ergriff ihn, wieder wie im Anfang sie mit Elisabeth zu verbringen. Mit dem festen Entschluß, seine Besuche in Dubbeln nach Möglichkeit zu beschränken, trat er bei den Seinen ein.

Eben wollte Elisabeth mit dem Vater das Mittags-

mahl einnehmen, als Hans erschien. Scherzend nannte der Onkel ihn einen unerwarteten Gast, Elisabeth holte rasch ein Gedeck herbei und er empfand wieder jenes wohlige, behagliche Daheimgefühl, welches ihn in letzter Zeit verlassen hatte.

„Elisabeth“, sagte er nach Schluß der Mahlzeit, „wir hatten uns einmal vorgenommen, in den Wald zu gehen, um Pilze zu suchen, die der Onkel so gern ißt. Heute ist ein schöner Nachmittag, ich gehe nicht nach Dubbeln, will überhaupt die letzte Zeit meines Aufenthalts bei Euch verleben; wir wollen heute in den Wald gehen!“

„Ich bin es zufrieden“, erwiderte Elisabeth freundlich. „Hoffentlich bringen wir für Sie, lieber Vater, eine schöne Abendmahlzeit zusammen“.

Kurz vor dem Aufbruch kam ein Bote mit einem jener kleinen duftigen Billets, wie sie schöne Weltdamen benutzen. Frau von Roschau forderte Hans auf, an einer Wasserfahrt auf der Aa theilzunehmen, welche sie mit ihrem Mann und ihrem Bruder arrangiren wollte. Hans sandte mit dem Boten folgende Zeilen zurück:

„Gnädige Frau!

Ich bedauere von Herzen, Ihrer freundlichen Aufforderung nicht nachkommen zu können. In wenig Tagen muß ich abreisen, und es ist mein Wunsch, die letzte Zeit meines Hierseins meinen Verwandten zu widmen. Ich werde mir erlauben, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl, sowie meinem jetzt wieder hergestellten Patienten, Herrn v. Felsen, meinen Abschiedsbesuch zu machen, und zugleich

Ihnen für so manche schöne und angenehm verlebte Stunde persönlich zu danken.

Hochachtungsvoll

Hans Thalberg".

Dann trat er mit Elisabeth den Spaziergang an.

Wie schön war es im Walde! Die Birken, Eichen und Kiefern standen im schönsten Sommerschmuck! Als Hans an Elisabeths Seite dahinschritt, empfand er die alte Liebe, das alte ungeschwächte Vertrauen zu ihr wieder so stark wie nur je zuvor. Er konnte sich selbst nicht verstehen, warum er sich des Vergnügens des Zusammenseins mit ihr einer schönen, oberflächlichen Frau halber beraubt hatte. Wie mochte Elisabeth ihn beurtheilt haben? Es schien ihm, als sei ihr Aussehen ernster, ihr Lächeln weniger sonnig, und doch war nie ein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen gekommen. — Freundlich und gütig war sie auch seinem Wunsch nach diesem Spaziergange begegnet. Aber ein Schatten lag auf ihrem Antlitz, in dem Ton ihrer Stimme verhaltener Schmerz.

Schweigend gingen die jungen Leute neben einander, ein Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann sprach Hans von seiner Zukunft. Er sprach mit Begeisterung von seinem Beruf, von der Befriedigung, die es ihm gewähre, der armen leidenden Menschheit ein Helfer zu sein. Er theilte Elisabeth die näheren Pläne zur Errichtung seiner Anstalt mit. Er sprach den Wunsch aus, seiner Mutter, die durch den heftigen, despotischen Charakter des Vaters Zeitlebens ein gedrücktes Dasein geführt, ein glückliches, behagliches Alter zu schaffen. Er legte Elisabeth seine innersten Seelenregungen dar, und fühlte sich

beglückt durch ihre einfachen, verständnißvollen Antworten. Wie gern hätte er auch gesagt: „Elisabeth, ich habe mich geprüft, jene Frau, deren Umgang ich in letzter Zeit genoß, ist mir völlig gleichgiltig. Wage es mit mir, laß mich nicht ein ganzes langes Jahr warten, sondern laß mich leben in dem beglückenden Gefühl, daß Du mein bist!“ Aber ein gewisses Etwas hielt ihn zurück! Auch wußte Elisabeth, so bald sich das Gespräch auf ihre persönlichen Beziehungen lenkte, geschickt auszuweichen, indem sie sich nach Blumen und Pilzen bückte und die Unterhaltung so unterbrach.

Als es Zeit war, nach Hause zu gehen, erwies sich die Ausbeute an Pilzen leider als recht gering, und der gute Pastor mußte auf den kommenden Tag getröstet werden, der ihm bestimmt sein Lieblingsgericht bringen sollte.

Den folgenden Nachmittag rüsteten sich Hans und Elisabeth wieder zum Pilzesuchen im Walde, da erschien unvermuthet Frau von Roschau.

„Lieber Herr Doctor“, rief sie, „ich muß freilich Ihre Gründe ehren, weshalb Sie mir Ihre Besuche entziehen wollen, aber heute werden Sie gewiß eine Ausnahme machen und mir Gesellschaft leisten. Mein Mann und mein Bruder sind nach Riga gefahren, und haben mich den ganzen Tag allein gelassen. Da habe ich mir ausgedacht, ob sie mich nicht nach Kemmern begleiten wollen, welches recht hübsch sein soll, und das ich noch nicht kenne. Nicht wahr, liebes Fräulein“, wandte sie sich an Elisabeth, „Sie geben mir den Doctor frei?“

Ehe Elisabeth noch antworten konnte, erwiderte Hans

ruhig und verbindlich: „Unmöglich, gnädige Frau! Wir müssen ein Versprechen einlösen; mein lieber alter Onkel freut sich auf ein Gericht Pilze, oder, wie die Rigenfer sagen, auf eine „Riezchenmahlzeit“, und was dies für ein Rigiſches Kind bedeutet, ahnen Sie nicht. Wenn Sie aber mich und Fräulein Elisabeth in den Wald begleiten wollen, so wird es uns angenehm sein. Sie kennen den Karlsbader Wald nur oberflächlich, er bietet manche Schönheiten, und ich hoffe, Sie werden Genuß daran haben“.

Frau von Roschau machte die denkbar beste Miene zum bösen Spiel, und ging anscheinend sehr zufrieden auf den Vorschlag ein. — Sie bemächtigte sich beim Gehen ausschließlich der Unterhaltung mit Hans.

Nachdem Elisabeth eine Weile schweigend neben der redseligen Frau gegangen, sagte sie: „Ich möchte, um doch zu einem Resultat unserer Pilzesuche zu gelangen, etwas rechts hinein in den Wald abbiegen, damit wir nicht alle dieselbe Stelle abpflücken. Sie, lieber Hans, gehen mit Frau von Roschau ein wenig links bis zur großen Tanne, an welcher die Zweige so tief herniederhängen; dort wachsen viele Pilze. Und dort treffen wir auch wieder zusammen!“

Dieser Vorschlag ward besonders von Frau von Roschau als sehr annehmbar begrüßt, und Elisabeth ging schnellen Schrittes voraus nach der soeben angegebenen Richtung.

Die Sonne warf ihre Strahlen schon schräge durch die Stämme der Bäume, der Wald prangte in schönster Abendbeleuchtung. Die stille Ruhe, der tiefe Frieden, der in der Natur waltete, that ihr wohl! Immer ferner klang

die etwas laute Stimme, das Lachen der Frau von Roschau, und es kam ihr so vor, als entfernte sie sich in eben dem Maße von Hansens Herzen, je mehr Schritte zwischen ihr und ihm lagen.

„Mag es sein“, dachte sie. „Er sollte frei sein, so wünschte ich es, und so will ich es nicht bereuen!“

Bald war ihr Körbchen mit den schönsten Pilzen gefüllt und langsam trat sie den Rückweg an. Der Platz bei der großen Tanne war mit dichtem Unterholz bewachsen, und wenn man nicht den Fußpfad benutzte, so konnte man den Ankommenden nicht bemerken. Elisabeth, die den Wald genau kannte, war quer in grader Richtung gegangen und hörte schon von Weitem die Stimmen von Hans und Frau von Roschau. Unwillkürlich hielt sie den Schritt an, als vernehmliche Worte an ihr Ohr schallten, und hörte nun folgendes Zwiegespräch.

„Mein lieber Herr Doctor“, sagte Frau von Roschau mit weicher Stimme, „ich nehme den Augenblick wahr, um Ihnen einen Plan vorzulegen, den ich mit meinem Manne überlegt und den er ganz billigt. Sie haben jetzt Ihr Studium beendet, und schauen sich nach einem Wirkungskreise um. Bevor Sie an größere Unternehmungen denken, verleben Sie als unser Hausarzt einige Jahre auf unserem Gute. Wir wollen eine Zeitlang, auch den Winter, auf dem Lande verbringen und bedürfen daher eines ständigen Arztes. Stellen Sie Ihre Bedingungen, so vortheilhaft Sie wünschen, Sie sollen alle erfüllt werden“.

„Gnädige Frau“, erwiderte Hans, „ich danke Ihnen für dieses Anerbieten, für das Vertrauen, welches Sie zu mir, dem Arzte, haben. Aber ich habe andere Pläne,

die mir die Zusage unmöglich machen. Doch weiß ich einen Studienfreund, den ich empfehlen kann und der Ihr Anerbieten mit Dank und Freude annehmen würde!"

„Wir wünschen speciell Ihre Anwesenheit“, erklärte Frau von Koschau. „Warum lehnen Sie so bestimmt ab? Das Leben auf unserem Gute kann ein schönes und reiches für Sie werden, lieber junger Freund. Muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Anwesenheit für mich ein besonderes Glück bedeuten würde, da ich Ihnen gut bin. Auch Ihr Herz glühte einmal für mich, ist diese Gluth ganz erloschen, lieber Freund?“

„Gnädige Frau“, sagte Hans mit leiser Stimme, so daß die Worte kaum hörbar zu Elisabeth drangen, „wohl haben Sie Recht, wenn Sie eines Gefühls erwähnen, welches mich für Sie erfüllte, als ich damals in Jurjew als scheuer, verlegener Bursche die Auszeichnung genoß, Gast in Ihrem Hause zu sein. Meine Neigung wuchs und ich erkannte, daß ich in Bezug auf Sie, die Gemahlin eines guten, edlen Mannes, nicht solche Wünsche im Herzen hegen durfte, wie ich sie hatte. Nicht leicht gewann ich über mich, Sie und Ihr Haus zu meiden. Eigenthümliche Verhältnisse führten uns diesen Sommer wieder zusammen! Wenn Sie Ursache hatten, zu glauben, dieselbe Gluth wie damals erfülle mich noch, so kann ich es nur durch ein offenes Bekenntniß sühnen, falls ich durch mein Verhalten dazu Anlaß gegeben. Mein Herz ist nicht mehr frei! Ich liebe ein Mädchen, mit dem ich mich als verlobt betrachte, obgleich kein Wort uns bindet. Ich bin ihrer nicht werth, ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß es mein heiliger, fester Wille ist, dieses Mädchens

werth zu werden, und dies Ziel unverwandt im Auge zu behalten“.

Ein Knistern von Schritten und das Theilen dichtverschlungener Zweige ward hörbar, Elisabeth trat in den Gesichtskreis der Sprechenden. Ihr sonst ein wenig bleiches Antlitz war geröthet und der Abendsonnenschein spielte auf dem blonden Scheitel.

Hans sprang rasch auf von dem Baumstumpf, auf welchem er gesessen. „Ah, da sind Sie, Elisabeth! Und wie fleißig haben Sie gesammelt! Frau von Roschau und ich müssen uns unserer Trägheit schämen! Aber nun wollen wir den Heimweg antreten, es wird feucht im Walde und ich als Arzt muß ein rasches Marschtempo empfehlen“.

Er selbst eilte schnellen Schrittes voraus. Die beiden Frauen folgten in einsilbigem, gezwungenem Gespräch; Alle waren froh, als die Wohnung erreicht war. Die Einladung zum Dableiben lehnte Frau von Roschau ab, und fuhr in des Wirths Wägelchen sofort nach Dubbeln.

Hans und Elisabeth waren allein, der Pastor war noch nicht von seinem Abendspaziergang zurückgekehrt.

„Hans“, sagte Elisabeth in ihrer freimüthigen, geraden Weise, „ich hörte Dein Gespräch im Walde mit Frau von Roschau. Du weißt, was Du willst, und Du kannst, was Du willst! — Wenn ich es bin, von der Du sprachst, und Du bist es zufrieden, Dich zu binden, so nimm mich hin! Ich will Dir werden, was Du von mir begehrt, Deine Freundin, Deine Gehilfin, Dein Weib!“

„Und Du liebst mich, Elisabeth?“ fragte Hans freudebehebend.

„Ich liebe Dich, und ich vertraue Dir“, sprach sie, indem sie die Augen zu ihm aufschlug.

Mit einem Freudenruf schloß er sie in seine Arme und küßte sie auf Mund, Augen und Wangen.

„O Du mein besseres Ich“, sagte er einmal über das andere, „ich verdiene Deinen Edelmuth nicht. Du hast das Recht, noch mehr Proben meiner Liebe und Treue zu verlangen! Du bist es werth, daß man um Dich wirbt wie Jacob um Rahel“.

„Wir haben in unserer modernen Zeit nicht Muße genug dazu“, erwiderte sie scherzend. „Was soll aus Deiner Anstalt werden, wenn Du keine Frau Doctorin hast, denn sieben Jahre willst Du doch nicht warten!“

„O, meine Elisabeth“, jubelte er, „an Dir und mir soll und wird sich erfüllen, was Du von einer starken, treuen Liebe verlangst. Wie unaussprechlich glücklich hast Du mich gemacht, indem Du mir die Erfüllung meines heißen Herzenswunsches früher gewährst, als ich zu hoffen wagte“.

„Als mein Vertrauen zu Dir sich voll erschloß“, sagte Elisabeth, „fehlte jede Ursache, zu zögern. Eine Versuchung trat an Dich heran, der ein weniger fester Mann erlegen wäre. Du schlugst nicht nur das Anerbieten aus, welches Dir Frau von Roschau machte, sondern bekanntest frei Deine Liebe zu mir. Da wußte ich, daß ich Dir vertrauen durfte! Niemals habe ich eine Überzeugung anders festgehalten, als wenn sie naturgemäß aus dem Innern meines Herzens kam. Auch bin ich unendlich glücklich, daß die düsteren Zweifel an Mannes-

kraft und Mannesmuth dem seligen, süßen Vertrauen gewichen sind. Ich weiß es nun, Du, Hans, wirst mich nicht täuschen!“

Statt aller Antwort küßte Hans die Geliebte, und dabei waren die Liebenden so sehr mit einander beschäftigt, daß sie es nicht bemerkt hatten, wie der Pastor staunend an der Schwelle der Veranda stand und auf das Paar blickte. Elisabeth flog ihm entgegen. „Mein Vater, mein geliebter Vater. Der erste Schritt ist gethan, um Sie zu verlassen, und das ist es, was mir in dieser glücklichen Stunde das Herz schwer macht“.

„Wie soll ich mir das erklären?“ fragte der alte Herr, aber ihm ward die Sache nur zu bald klar, als er die leuchtenden Blicke der Beiden bemerkte.

„Nicht wahr, Du gibst sie mir, mein lieber Onkel?“ bat Hans treuherzig, und nun wurde ein stiller, schöner Verlobungsabend in der kleinen Strandveranda gefeiert.

„Gott segne Euch, meine Kinder“, sagte Pastor Thalberg liebevoll. „Wohl werde ich meine Elisabeth gar sehr vermissen, doch ich darf nicht klagen, daß sie nun ihren Beruf gefunden, worin sie weiter Segen spenden kann. — Hätte doch meine geliebte selige Frau Euer Glück erlebt, meine Kinder!“

Elisabeth beugte sich dankbar auf die Hand ihres Pflegevaters nieder und küßte sie. „Mein Vater“, sagte sie, „welch' unbeschreiblicher Segen ist mir geworden, als Ihr mich aus meinen unseligen Verhältnissen risset, und mit Geduld und Nachsicht mich zu einem neuen Leben erblühen ließet. Für wie Vieles ich auch Ursache habe, zu danken, die Hauptsache bleibt immer, die linde, sanfte

Hand zu preisen, die mich emporzog und mich in meiner Eigenart gewähren ließ! Mein jetziges Glück wird nur dadurch getrübt, daß ich Sie, mein Vater, verlassen muß! Wenn Sie mit uns ziehen könnten, wenn ich für Sie und die Mutter meines Hans sorgen dürfte, dann wäre mein Glück vollkommen“.

„Mein theures Kind“, antwortete der Pastor, „vollkommenes Glück ist nicht und bleibt nicht auf Erden. Du selbst bist viel zu verständig, um nicht einzusehen, daß wir uns bescheiden müssen. Wenn aber noch mehr Jahre über mein Haupt dahingegangen sein werden und ich mein Amt niederlege, dann soll, so Gott will, meine Heimath bei Euch, meinen Kindern, sein!“

